



Berlin, den 5. September 1898.

Nikolai Skoteinos.

Noch hat Bismarcks Leib nicht die letzte Ruhstatt gefunden, noch rüftet der Deutsche Kaiser zu der Reise ins Heilige Land, die dem nun sicher Eingefangten ein gefährliches, sein Werk mit unheilvoller Wirkung bedrohendes Unternehmen schien und die, nach der Ansicht der immer von froher Hoffnung erfüllten, immer zu neuer Festagslust bereiten Epigonen, doch bestimmt ist, des Deutschen Reiches ungeschwächte Macht und Herrlichkeit dem staunenden Blick der den Erdkreis bewohnenden Völker zu enthüllen, noch spukt der Glauben an die für Aeonen unzerstörbare Vorherrschaft des Germanenthumes durch die deutsche Enge, — und schon hat der höchste Vertreter des russischen Islams der aufstrebenden Welt sein Evangelium verkündet, nicht, wie es zunächst scheint, die Friedensbotschaft eines mächtigen Fürsten, nein: das Thronbesteigungsmantel einer dem Europäersinn fremden Weltanschauung. Nikolaus der Zweite, der Träger der Monomachenkronen, ruft die Menschheit zu friedlichem Thun, zu einem Kongress, der die Möglichkeit suchen soll, in den Militärstaaten das Maß der Rüstungen zu mindern. In dem Rundschreiben, das von Petersburg aus an die leitenden Minister der am russischen Hof vertretenen Mächte versandt worden ist, liest man die Sätze: „Da die durch die Kriegsrüstung den Staaten aufgezwungenen finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Kapital, zum großen Theil von ihrer natürlichen Aufgabe abgelenkt und in unproduktiver Weise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden verbraucht, um furchtbare Herstellungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurtheilt sind, in Folge einer neuen Entdeckung auf diesem Gebiet jeden Werth zu verlieren. Die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werthen sind in

ihrer Entwicklung gelähmt und in falsche Bahnen gelockt. Die wirthschaftlichen Krisen werden zum großen Theil durch das System riesiger Rüstungen hervorgerufen; und die stete Gefahr, die in dieser Kriegsstoffansammlung liegt, macht die Armee unserer Tage zu einer erdrückenden Last, die von den Völkern nur noch mit Mühe getragen wird. Wenn dieser verhängnißvolle Zustand fortbauert, muß gerade er unaufhaltsam zu der Katastrophe führen, die man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschauern läßt.“ Das hat, ungefähr an dem selben Tag und mit den selben Worten sogar, auch der Sozialdemokrat Vaillant gesagt, dessen Abrüstungsantrag von den Franzosen mit ironischer Heiterkeit aufgenommen wurde. Ernster als die wesenlose Pathetik des rothen Revolutionärs ist der Vorschlag des Weißen Zaren zu nehmen, der bisher wenigstens noch nicht bewiesen hat, daß er gern in tönenden Phrasen schwelgt und als Weltenheiland in der Seniepose zu erscheinen liebt. Sein Ruf kann nicht unwirksam ins Leere verhallen: es ist möglich, daß er über Nacht die Furie entfesselt, die er an festen Ketten ins Dunkel bannen wollte, gewiß aber, daß er von der nordischen Höhe her das Dämmern einer neuen Weltanschauungsepoché meldet. Die Ahnung, daß wir nach dem Tode Bismarcks, der auch ohne Amt und Titel noch eine Großmacht war, bald vor ernste Entscheidungen gestellt werden würden, hat nicht getrogen... In solchen Schicksalsstunden ziemt Jedem, der sich nicht mit der Handwerksroutine des Eintagschreibers begnügt, ein Nisten zu ruhiger Sammlung. Es ist nicht immer nöthig, ist selten nützlich, über eine Weltwende, die sich einstweilen nur in leisen Erdstößen ankündigt, mit flinken Worten hinwegzuweilen. Was bis jetzt in Deutschland über den russischen Vorschlag gesagt wurde, ist Phrase, Parteigeschwätz oder der übliche Tribut, den der Knechtsinn den Mächtigen, auch den irrlüthelirenden, zu zollen pflegt. Das Echo, das der Ruf des Zaren wecken muß, wird zu erwarten, die Wirkung seiner überraschenden Rede in stiller Ruffe zu wägen sein. Dann erst wird man der Frage die Antwort finden können, ob wir den nahen Ausbruch des blutigsten Krieges zu fürchten oder die Herrschaft der guten Krisis Hesiods zu hoffen haben, dann erst kann vielleicht auch von einer anderen Räthselfrage der Schleier sinken und ernstem Sinn die Erkenntniß kommen, ob der junge Herr, dessen Persönlichkeit Rebel und Weichrauch umhüllt, unsicher tastend in finsterner Wirrhal einhertaumelt oder ob nicht auch ihm, wie dem dunklen Epheser, den Nietzsche den königlichen Einsiedler des Geistes nannte, ein kontuitiver Gott die Gabe verlieh, die Harmonie zu schauen, die dem gewöhnlichen Menschenauge ewig unsichtbar bleiben muß.



Die Distel.

Nein, war Das ein Sommertag! Das Herz im Leibe lachte Einem vor Wonne. Aber heiß wars. Schon um drei Uhr morgens hatte die Sonne aus der Himmelsthür geguckt und der Erde guten Morgen gewünscht; die hohe Frau mußte recht gut geschlafen haben, denn sie lachte mit dem ganzen Gesicht und nicht ein einziges Wölkchen zog während des Tages über ihr strahlend frohes Antlitz. Es war so ein echter Sommertag. Auf den Feldern reifte still das Getreide, der Nebensaft kochte über glühendem Felsgestein und in den Obstgärten rundeten sich heimlich die Äpfel und Birnen. So heiß wars, daß im Grasgarten die Kirschgen am Baum und die spielenden Kinder darunter um die Wette rothe Bäckchen bekamen. Schritt für Schritt zogen die Pferde auf der weiß schimmernden Straße die Lastwagen bergan, der Fuhrmann ging nebenher, aber statt der gewohnten kurzen Peitsche hatte er jetzt eine Rose im Munde. Ab und zu nahm er den Stiel fest zwischen die Zähne und drückte ihn mit der Zunge hinunter, dann mußte die Blüthe sich aufrichten und er konnte daran riechen, ohne die Peitsche in die linke oder die Zügel in die rechte Hand zu nehmen.

Der Staub, den der Wagen aufwirbelte, flog auch auf die steinige, steile Böschung, die den Weg rechter Hand begleitete. Dort stand eine kleine Distel. Sie war zwischen zwei Steine eingeklemmt und ihre drei Blätter hatten sich fest darüber gebreitet, als ob sie Halt suchten. Sie hatte nicht immer hier gestanden. Im vorigen Jahre war sie ganz oben am Rande der Böschung, wo die Bergwiese beginnt, aus dem Erdenstoß ans Licht gekommen, in der nächsten Nachbarschaft der rothen Steinmellen und des windigen Taubentropfes. Als ihre graugrüne Spitze zum ersten Male in die weite Ebene hinunterblicken konnte, war sie ganz erstaunt über die Größe der Welt und rief der Steinmelle auf schlankem Stengel zu: „O sieh doch, wie schön die Welt ist! Was mag dort hinten zu sehen sein, wo der Himmel sich auf die Erde stützt? Du bist größer als ich, sage mir doch, was Du siehst.“

„Größer als Du? Dazu gehöret nicht viel“, höhnte die Nelke; „übrigens sei so gut und behalte Deine Weisheit für Dich. Ich stehe höher als Du und Du hast zu warten, bis ich geneigt bin, Dich anzureden!“ Die kleine Distel fühlte einen Stich bei diesen Worten, und nahm sich vor, zu schweigen. Aber schon am nächsten Abend, als der Mond sanft und voll am dunklen Himmel stand, vergaß sie in ihrem Entzücken den Vorsatz und wandte sich an den Taubentropf, der seine aufgeblasenen Blüthenjüde im lauen Abendwinde wiegte.

„Sage mir doch“, bat die Distel, „ob wir auch im Mondlicht wachsen und warum die Blumen am Abend so süß duften?“ Der Taubentropf that, als hörte er nicht, aber die einsältige Distel verstand den Wink nicht und fragte lauter und lauter, bis der Taubentropf aufgebracht rief: „Schweig, Du ordinäres Ding, lerne erst Lebensart, ehe Du mit Meineidgleichen anbindest; wenn ein Großer, wie ich, nicht aufgelegt ist, zu reden, haben die Kleinen zu schweigen.“

Der Distel war es wieder, als habe ein Dorn sie gestochen; sie stand regungslos und nahm sich fest vor, nichts mehr zu ertragen. Als aber am folgenden Morgen eine Schwarzdroffel auf der Spitze einer hohen Lärchentanne das Morgenroth mit einem Jubelliede aus tiefster Brust grüßte, da zitterte

Etwas in ihr und bewegt sah sie sich doch wieder um. Diesmal wandte sie sich an das gelbe Johanniskraut: „Was hat der schwarze Vogel gesungen? Hat auch Dein Herz gezittert, als er sang?“

Das Johanniskraut war mit der Zeit so steif geworden, daß es sich gar nicht herunterbiegen konnte, selbst wenn es gewollt hätte; es rührte kein Blatt, sah starr nach oben und bemerkte halblaut zur Kelle: „Das unterirdische Gewächs fängt an, frech zu werden, es thut wahrhaftig, als wäre es Unseresgleichen. Pfui!“

„Wie kommt es nur hierher auf unsere Wiese?“ fragte der Taubentropf gereizt; „es verdirbt unsere Gesellschaft.“

„Reißt es erst ein, daß solches Unkraut reden darf, wie es will,“ meinte die Kelle, „so kommen wir bald nicht mehr zum Wort.“

„Das verhüte der Schöpfer!“ rief das Johanniskraut voll Schrecken.

„Ja, ja“, seufzte die Kelle, „ein böser Geist steckt in dem Dinge, nach Allem fragt und forscht es. Das ist gegen die Moral. Unkraut muß schweigen und immer eingedenk sein, daß es nur gebildet wird.“

„Kurz und gut“, schloß der Taubentropf, „wir sind hier die Herren und wollen unter uns bleiben und nicht mit Fragen und Forschungen belästigt werden. Also fort mit dem Eindringling!“

„Das ist leichter gesagt als gethan,“ meinte bedächtig die Kelle; „wie sollen wir die Distel abschleiben?“

„Ich weiß Rath“, rief da die Königsferze, die bisher gleichgiltig geschwiegen hatte. „Unter meinen flinken Boten, den schwarzen Sammetmäuschen, befindet sich sicher eins, das den Maulwurf kennt, dem weiter oben die Wiese gehört. Ich lasse ihn bitten, sich hierher zu bemühen und den Boden zu lockern, genau an der Stelle, die ich ihm zeigen werde.“

„Om,“ warf das Johanniskraut ein, „ich bezweifle doch, ob der Maulwurf der Bitte entsprechen wird.“

„Ich nicht“, meinte der Taubentropf; „der Maulwurf ist ein bedächtiger Kopf, der nichts so sehr haßt wie Neuerungen und Forschungen. Wenn er hört, weshalb die zudringliche Distel untergraben werden soll, so wird er schon helfen.“

Gesagt, gethan. Die Königsferze ließ den Maulwurf bitten. Er kam und lockerte den Boden um die kleine Distel herum, so daß sie allen festen Halt verlor. Dazu eilten die flinken Mäuse geschäftig hin und her und bohrten kleine Gänge in das Erdreich, das trocken und brüchlich wurde. Die anspruchslose Distel verlangte so wenig von dem Boden, auf dem sie stand, daß sie anfangs gar nicht merkte, was ihr geschah; die Wurzeln fanden immer noch genug, sich zu sättigen; aber der aufgeblasene Taubentropf sorgte, daß sie klar sah.

„Nun, lebst Du immer noch?“ fragte er, „ich dachte, Du mühtest doch nun bald verhungert sein; aber freilich: Unkraut vergeht nicht.“ Die anderen Blumen sicherten über diese witzige Bemerkung und zischelten einander boschaste Spöttereien zu; der Distel aber war es, als ob jedes Wort wie ein Stachel sich in ihr Fleisch bohrte. „Was habe ich Euch gethan,“ rief sie unter Schmerzen, „daß Ihr mich haßt und mich umbringen wollt? Weshalb soll ich nicht an dem Ort bleiben, wo ich gewachsen bin? Ich will hier stehen und groß werden und in die Ebene hinabsehen.“

„Was Du willst oder nicht willst, ist ganz gleichgiltig,“ entschied herrisch

die Königslerche. „Unkraut bist Du und gehörst nicht auf die Wiese unter Blumen und blühendes Gras. Dazu bist Du viel zu dorb und unschön. Wir wollen unsere Gemeinschaft rein halten. Punktum.“

Inzwischen war da, wo die Sonne untergeht, der Westwind aufgestanden. Er tauchte langsam aus dem Meere auf, schüttelte Muscheln und Seetang aus Haupt- und Bartthaar und blies mit vollen Backen über die Wasserfläche, daß die Wellen schäumend sich jagten. Dann hob er den Riesenleib ganz aus den Fluthen, breitete seine meerfeuchten, dunklen Flügel aus, daß der Himmel sich plötzlich verfinsterte und Wasserströme herabfloßen, und flog brausend über die Erde. Es regnete und stürmte, bis Haar und Gefieder des Südwindes trocken geworden war; dann mußte er wieder hinab in die feuchte Tiefe. Der Regen war durch das gelockerte Erdreich leicht in die Höhlen und die Gänge eingebrungen, welche Maulwurf und Mäuse auf Befehl der hochmüthigen Königslerche emsig gegraben hatten, und nach wenigen Stunden kam der Augenblick, wo die Wurzeln der Distel den Boden verloren und sie anfang, hinabzurutschen. „Ich falle, ich falle, — helft mir!“ rief die geängstigte Pflanze, aber der mitleidlose Taubencropf antwortete ungerührt: „Glück auf zur Fahrt! Du gehst, wohin Du gehörst.“ Es war das Letzte, was die Distel vernahm; im nächsten Augenblick verging ihr Hören und Sehen, denn der Erdklumpen, in dem ihre Wurzel steckte, rutschte mit wachsender Schnelligkeit die Böschung hinab, bis er von zwei Steinen aufgehalten wurde.

Als die Distel wieder zu sich kam, wars Frühling; vom blaßblauen Himmel wehte ein frischer Wind, die Bäume hatten schwellende Knospen und die Staare zwitscherten. Sie mußte sich erst besinnen, wo sie war und wie sie dahin gekommen. Nach und nach aber wurde ihr Alles klar: sie sah die Böschung, an deren Rand sie gestanden, und die Spur, die das abruttschende Erdreich hinterlassen hatte; und als sie das Alles sah, da sahte sie ein heißer Born und sie rief, so laut sie konnte: „Hart und wehrhaft will ich werden, daß Ihr mich fürchten sollt sammt Euren Dienern, den Mäusen und Maulwürfen.“ Da wurden ihre Blätter hart und fest und zäh und jedes kränkende Wort, das sie hatte hören müssen, wurde zu einem Stachel, den sie von innen nach außen lehrte. So stand sie da, von Allen gefürchtet. Kein Vogel ruhte auf ihr aus und die Bienen flogen in weitem Bogen um sie herum, die Kinder warnten einander vor der stacheligen Pflanze und riefen ihren spärenden Hund zurück. Die Distel hatte ihren Zweck erreicht: sie war gefürchtet, — aber sie war auch verlassen und freudeleer. Mit der Zeit wurde sie immer spitzer und härter, und wer ihr unversehens nahe kam, Den stach sie, daß er wehklagte. Die Vögel erzählten einander, wie lieblos sie sei, die Mäuse zeigten die Stellen, wo sie ihnen das Fellchen geritzt, und die scheuen Eidechsen behaupteten sogar, sie wolle sie aufspießen. Endlich wurden die Klagen so laut, daß Frau Sonne einen goldenen Strahl hinunterschickte, um nachzusehen. Der Sonnenstrahl fand Alles so, wie die Klagen den gefagt hatten, und er wurde so betrübt, daß er ganz schmal und biaz zur Sonne zurückkehrte und kleinlaut versicherte, es sei nichts, rein gar nichts weiter mit der Distel zu machen, als sie zu versengen. Frau Sonne aber hieß den Strahl wieder an seine Stelle gehen und lächelte still vor sich hin, wie Jemand, der es besser weiß. Sie strengte nun ihre hellen Augen an, um die kleine Distel an

der steinigen Böschung zu finden, — und richtig: da stand sie, die drei Blätter fest auf die Steine gebreitet, als suchte sie Halt an ihnen. Dann wandte die Sonne der Distel ihr Antlitz zu und sah sie mit den strahlenden, warmen, wonnigen Augen so freundlich an, daß der Distel das Herz unter dem stacheligen Kleide zu lachen begann; sie hob die Spitze aus den Blättern dem Licht entgegen. Als die Sonne Das sah, war die Reize, zu lachen, an ihr und sie lachte das Stengelspitzen so lieblich lockend an, daß es eilig, eilig wuchs, um der holdseligen Sonne näher zu kommen, und nach kurzer Zeit war aus dem finsternen Schoß ein stattlicher Stengel emporgeschossen, der rechts und links schön gezackte Blätter ansehte, aber immer auch Stacheln zeigte. Die Vögel und Bienen und Mäuse und Glockenblumen hatten verwundert zugehört, wie das Herz der Distel sich nach dem Licht streckte; als aber mit dem Stengel auch die Stacheln wuchsen, da wandten sie sich enttäuscht ab und sagten: „Es nützt doch nichts.“

Die große Sonne aber war in ihrer Stärke geduldiger und lachte die harte Distel weiter an und vergoldete sie mit dem Himmelslicht, bis sie endlich eines Tages fragte: „Warum kommst Du immer zu mir und suchst mich?“

„Weil ich Dich liebe“, antwortete die Sonne.

„Ich bin nicht liebenswürdig“, murmelte die Distel.

„Nein“, lachte die Sonne, „aber Du kannst es werden.“

„Du hast keinen Dank dafür, Sonne“, grollte die Distel weiter.

„Vorläufig ist's genug, daß ich Dich sehe“, beharrte die Sonne. „Liebe will weder Dank noch Lohn. Weißt Du Das nicht?“

„Nein.“

„Liebe ist glücklich, wenn sie geben kann.“

Die Distel schmiog und badete weiter im Sonnenlicht und nach und nach schmolz ihr harter Sinn und sie wurde weicher und auch froher.

„Du bist schön und gut“, sprach sie da zur Sonne.

„Zindest Du?“ antwortete diese, „ja, möchtest Du mir nicht ähnlich werden?“

„Ich Dir ähnlich?“ Zum ersten Male in ihrem Leben lachte die Distel. Nein, Das war wirklich spaßig.

„Ich spreche ernsthaft“, sagte die Sonne, „sieh mich nur an, so recht innig und froh, und halte mir still.“

Die Distel that's und die sonnige Wärme durchdrang sie bis in die Wurzel hinein, daß ihr wohlter und wohlter wurde, und je wohlter ihr wurde, desto sanfter und froher wurde sie. Und eines schönen Tages hatte sie eine dicke Knospe angefaßt, und als diese sich erschloß, da war sie rund wie die liebe Sonne und voll von feinen, spitzen Blütenblättchen, die alle nach außen strebten, wie Strahlen. Und die Vögel zwitscherten vor Verwunderung und die Bienen kamen und saugten sich an der Blüthe fest. Die Distel aber gab ihnen willig alle Honigsüßigkeit, die die Sonne in ihr hervorgezaubert hatte.

„Siehst Du, kleine Distel“, sprach da die große Sonne, „jetzt bist Du mir ähnlich geworden.“

Da wurde die Distelblüthe ganz roth vor schämiger Freude und senkte das Haupt. Frau Sonne aber zog schnell ein Wölkchen vor ihr Gesicht und lächelte still in sich hinein, wie Jemand, der weiß, warum.



Neue Bismarckbriefe.*)

I.

Frankfurt, 7. Mai 1857.

Verehrtester Freund und Gönner,
 wenn man wie ich sieben Jahre hindurch an der großen Heerstraße des Kontinents gewohnt hat, so weiß man aus Erfahrung, daß die Empfehlung eines Künstlers an einen diplomatischen Kollegen gewöhnlich auch dem Adressaten nicht den Eindruck eines kollegialischen und rücksichtvollen Verhaltens macht. Wenn ich Ihnen daher dennoch durch diesen Brief den beifolgenden großherzogl. mecklenburgischen Kapellmeister Schmidt vorzustellen mir erlaube, so bitte ich Sie, zu glauben, daß ich nicht ohne Grund Ihr so vielfach bewährtes Wohlwollen für mich auf diese mißliche Probe stelle. Mein hiesiger mecklenburgischer Kollege, Herr von Dreyen, der künftige Minister in Schwerin, hat es dringend gewünscht und ich kann ihm nicht leicht Etwas abschlagen, weil er für mich in der Bundesversammlung unter Larven die einzig fühlende Brust ist, eine sichere Stimme für Preußen in allen Fragen, wo das Recht auf unserer Seite ist, und Das will viel sagen, hier, wo der Vertreter unsres allergnädigsten Herrn in der Regel zur Rolle des Uhu verurtheilt ist, nach dem die Krähen stoßen. Ich begreife selbst bei Graf Buol den Leichtsinne nicht, mit dem Oestreich hier Alles thut, was im Bereich der Möglichkeit liegt, um sich und dem Bunde Preußen zu entfremden, mit dem es aus den erbärmlichsten Formfragen große und giftige Händel entwickelt, als ob es im wiener Interesse liege, am Bruch mit Berlin zu arbeiten. Rechberg ist . . . leidenschaftlich genug, um nicht zu merken, wie die Mittelstaaten ihn gegen Preußen mißbrauchen, und die Staatsmänner der letztern sind zu eitel und zu kurzichtig, um auf die momentanen Genugthuungen zu verzichten, die sie aus ihren Verhehungen Oesterreichs gegen Preußen ziehn.

*) In den nächsten Tagen wird das Doppelheft des sechsten Bandes des Bismarck-Jahrbuches erscheinen. Der Herausgeber, Professor Dr. Forst Kohl, hat die Güte gehabt, einen kleinen Theil des darin gesammelten Materials der „Zukunft“ zur ersten Veröffentlichung zu überlassen. Bismarcks — bisher unbekannte — Briefe sind an den Grafen Albrecht von Bernstorff gerichtet, der, nachdem er in London preussischer Gesandter gewesen war, an Schleinitz's Stelle in das Ministerium der Neuen Acta berufen wurde und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten auch dann noch blieb, als die liberalen Minister zurückgetreten waren.“ Weraohé sagt, nach der neuesten Anwendung der jätzigest Pölkur, weroohi we Briefe besonderes interessieren. Eoffentlich tragen sie auch dazu bei, dem Bismarck-Jahrbuch, das auch Bernstorff's Antworten bringt, neue Leser zu gewinnen; wer die Gestalt des Einzigen kennen, die Wurzeln seines Wesens erfassen und die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, schätzen lernen will, Der kann dieses von treuer Liebe und gewissenhafter Sorgfalt geschaffene Werk nicht entbehren.

Ich weiß nicht, welchen Eindruck die deutsche Einheit jenseits des Kanals macht, von hier sieht sie schlechter aus als zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten oder von 1795 bis 1806. In Berlin bin ich in voriger Woche sechs Tage gewesen; lange genug, um zu erkennen, daß der Tod von Alvensleben den Abgang oder doch die Modifikation des Ministeriums verhütet hat. Lange kann es aber so nicht währen, wenn die Lenker des Staates es nicht über sich gewinnen, sich unter einander mehr als bisher zu lieben oder doch zu dulden.

Ich vergesse, daß ich Ihnen nicht Politik, sondern Musik schreiben wollte; wovon aber das Herz voll ist, davon geht das Tintensafz über. Ich bitte Sie nochmals, mir die Belästigung zu verzeihn, und füge nur hinzu, daß Sie Sich die mecklenburgischen Herrschaften verpflichten, wenn Sie diesem Kapellmeister einen coup d'épaule geben können. Haben Sie die Güte, der Frau Gräfin den Ausdruck meiner Verehrung zu Füßen zu legen und der freundschaftlichen Hochachtung eine Stelle in Ihren Gedanken zu bewahren, mit der ich stets verbleibe

der Ihrige

v. Bismark.

II.

Petersburg, 13./1. Novbr. 1861.

Behrtester Freund und Gönner,

ich erlaube mir, der Expedition, welche Herr von Schloezer überbringt, einige Zeilen privatim hinzuzufügen. Wenn ich den Umfang Dessen überblicke, was ich Ihnen ohnehin zu lesen zumuthe, so fühle ich zunächst das Bedürfniß einer Apologie für die Weitläufigkeit meiner Berichterstattung; da ich aber nicht weiß, welche der älteren Berichte zu Ihrer Kenntniß gelangt sind, so habe ich in Betreff der hiesigen innern Zustände manches früher schon Gesagte von Neuem berührt. Die Notizen aus den Berichten der russischen Gesandten im Auslande bringen Ihnen schwerlich etwas Neues, können aber vielleicht im Zusammenhalt mit den Berichten unsrer Agenten in einzelnen Punkten von Interesse sein. Die Stimmung ist hier, wie schon gesagt, eine trübe. Auch der alte Graf Nesselrode, der gestern Abend bei mir war, sieht schwarz in die Zukunft; ich führe ihn besonders an, weil seine kühle und leichte Lebensanschauung ihm sonst in seinem hohen Alter einen gewissen Optimismus bewahrt hat. Nach seiner praktischen Weise legt er unter den augenblicklichen Umständen ein Hauptgewicht auf die Zuverlässigkeit des Militärs. „Vom General bis zum Hauptmann“, sagt er, „kann man auf die Armee zählen, aber vom Hauptmann bis zum Feldwebel ist sie ‚angefleckt‘ und unsicher; es fragt sich nun, ob die Waffe vom Feldwebel abwärts in kritischen Fällen von den Subaltern-Offizieren oder von den höhern beherrscht wird.“ Der alte Herr sprach mir damit nicht ein subjektives Urtheil, sondern

die Meinung der höchsten amtlichen Kreise aus, wie sie sich nach den Symptomen gebildet hat, die in der Armee zu Tage treten. Die Wahrnehmungen im Privatleben widersprechen Dem nicht. Man hat hier jederzeit unter den Offizieren Reden gehört, welche bei uns in militärischen Kreisen unmöglich sein würden; aber so arg wie jetzt, seit der Bauernemanzipation, in der Erbitterung über die Vermögensverluste des Adels, ist es nie gewesen. Ich habe in dem beifolgenden Immediatbericht eines Unfalls gedacht, den der Kaiser im Schwarzen Meer beim Baden gehabt hat. Bald nach demselben erschien hier in der Iskra, dem hiesigen Kladderadatsch, ein Bild, welches einen vom Ertrinken Geretteten darstellt mit der Unterschrift: „Was hängen soll, ersäuft nicht.“ Das Bild hatte gar keine ersichtliche Beziehung, ging aber unter den Offizieren mit dem Kommentar umher, daß der Kaiser gemeint sei und daß er trunkenen Muthes in die See gegangen sei. Der letztern Verleumdung fehlt jeder Vorwand; der Kaiser ist sehr stark, trinkt aber mäßig, wie Jeder bezeugen kann, der in der nähern Umgebung Seiner Majestät lebt. Die gewöhnliche Tafel ist klein, weil das Gefolge nicht daran Theil nimmt; ich habe schon zu Drei, in Warschau vor zwei Jahren sogar allein mit dem Kaiser gegessen. Von den Diplomaten bin ich gegenwärtig der einzige, welchem die hohe Ehre widerfährt, zur Familientafel gezogen zu werden, eine Auszeichnung, die nicht meiner Person, sondern dem preussischen Gesandten gilt. Manche meiner Kollegen sind vierzehn Jahre hier, ohne je anders als bei großen Festen am Hofe zu sein. Der Kaiser und eingeladene Militärs erscheinen bei Tisch im Ueberrock, Civilisten im frac. Nach dem Essen raucht der Kaiser, seine Gäste nur dann, wenn die Kaiserin abwesend ist. Auch wenn er mich in Audienz empfängt, läßt er die Cigarre nicht ausgehen, was Fürst Gortschakow für einen Beweis besondern Vertrauens erklärt. Ich würde noch stolzer darauf sein, wenn Se. Majestät mir auch eine Cigarre gäbe, aber ich lasse mich an dem Bewußtsein genügen, der einzige Fremde zu sein, in dessen Gegenwart der Kaiser sich nicht genirt. Diese Dinge werden hier sehr ernstlich gewürdigt und besprochen. Neben seinem Schreibtische hat der Kaiser eine etwa eine Quadratruthe große Nacht, zwei Fuß hoch eingezäunt und innen gepolstert; in derselben spielen die jüngsten Großfürsten, während Se. Majestät arbeitet. Auch bei Tische zirkuliren die jungen Herrn zwischen den Stühlen umher. Dieses Privilegium hat auch des Kaisers schwarzer englischer Hühnerhund Mylord, eins der wenigen Wesen, welche dem verderblichen Einfluß der Hofluft widerstehen, denn er frißt noch heute trocknes Brod und benimmt sich tadellos auf der Jagd. Die Kaiserin gilt für sehr zurückhaltend und abgeneigt, Bekanntschaften zu machen; ist letzteres aber geschehen, so findet man in Ihrer Majestät eine Frau von Geist und lebhafter witziger Unterhaltung. Beide Ka-

jestäten sprechen mit mir deutsch; die Kaiserin stets, der Kaiser so lange, als nicht von Politik die Rede ist. Mit allen übrigen Gesandten reden sie französisch als offizielle Sprache, was besonders bei großem Empfang des diplomatischen Corps auffällt, wo ich zwischen Münster und Thun, der Anciennität nach, stehe. Diese kleinen Dinge zeigen, daß wenigstens am Hofe der preussische Gesandte noch als Familiengesandter aufgefaßt wird, wenn auch im auswärtigen Ministerium diese Nuance nicht mehr fühlbar ist. Dort habe ich indessen einen Erfass an den sehr guten persönlichen Beziehungen zu Gortschakow, die schon seit zehn Jahren, wo ich ihn als Kollegen in Frankfurt kennen lernte, unverändert geblieben sind.

Von meinen Kollegen fehlt noch Ossuna, den man in Verdacht hat, durch irgend ein neues Verlobungsprojekt zurückgehalten zu werden. Graf Münster bleibt aus entgegengesetzten Gründen aus, indem er sich scheiden lassen will; ich bin nicht unglücklich darüber, denn er spielt hier weniger den handoverschen als den anti-preussischen Agenten. Graf Thun geht morgen auf Urlaub, er ist kränklich und verstimmt über die innre Lage seines Landes; er sagte mir, daß er auf keinen Fall länger als bis zum Frühjahr hier bleibe, weil er sich pekuniär derangire. Er hat dabei 40000 Rth., volle Kurzsentschädigung und freie Wohnung. In Parenthese erwähne ich, daß ich aus dem selben Grunde die Flucht ergreifen oder in das Proletariat der hiesigen Diplomatie hinabsteigen muß, wenn mein ferneres Probejahr in dieser Beziehung mit dem selben Defizit abschließt wie das vorige. Thun klagt, daß er jährlich 30000 Gulden zusetzt. Das kann wohl sein; gewiß ist, daß ich im vorigen Jahre, ohne ein nennenswerthes Haus zu machen, da $\frac{3}{4}$ Jahr Trauer war, 8000 Rth. über mein Dienstfeinkommen verausgabte habe, während ich in Frankfurt mit 21000 Rth. reichlich gastfrei sein konnte und doch auskam. Rapier mit beinahe 10000 Lfr. klagt, daß er sich mehr als im Haag einschränken müsse, und Montebello mit 300000 Frcs. wird wohl auskommen, da er sich die Repräsentation nichts kosten läßt. Der Letztere geht in dieser Woche auf längeren Urlaub, ich glaube sechs Monate, und man sagt, daß er nicht wieder kommt; er wäre schon fort, wenn nicht sein Sohn erkrankt wäre. Er sollte auch am Sonnabend Audienz haben, um sich bei der Kaiserin zu verabschieden, sie wurde aber auf Sonntag verlegt, weil, wie Gortschakow sagt, der Kaiser mich zur Tafel haben wollte, den Franzosen aber nicht, und dieser Unterschied bei unserer gleichzeitigen Anwesenheit in Jarsloe nicht thunlich sei. Mein ministerieller Freund spricht über Frankreich, als habe er jedes sympathische Gefühl für Paris aus seinem Herzen getilgt. Ich glaube auch nicht, daß er damit für jetzt die Unwahrheit sagt, wie Das überhaupt nicht in seinem Charakter liegt. Aber sein Geist ist so impressionabel und beweglich, daß auch eine andere Stimmung bald wieder die Oberhand gewinnen kann.

Als polizeiliches Kuriosum erwähne ich des Gerüchtes, daß Herzen aus London, der große russische Demokrat, im August drei Wochen lang mit englischem Paß als Schiffs-Kapitän hier gewesen sei. Ich habe Jemand gesprochen, der ihn selbst gesehen haben will und der mir mehre Professoren nannte, die täglich mit ihm verkehrt hätten. Unmöglich ist es nicht, denn die so berühmte geheime Polizei der Dritten Abtheilung ist eigentlich herzlich schlecht, fast so schlecht als die Kriminal-Polizei, die nie Etwas entdeckt, und der Liberalismus beherrscht die gebildeten Klassen so ausnahmslos, daß Alles gegen die Polizei zusammenhält. Doch ich will darüber nicht wiederholen, was ich amtlich schon berichtet habe.

Wir haben seit vier Tagen sehr gute Schlittenbahn, dreizehn Grad Kälte und die Newa ist zugefroren, unter diesen Umständen wird in Berlin hoffentlich auch kein Thaumetter sein und ich erlaube mir, diesem Schreiben eine kleine Sendung frischen Kaviar beizufügen. Zudem ich diese Probe der Frau Gräfin als einen Tribut zu Füßen lege, bin ich mit Vergnügen erbötig, durch fernere Couriergelegenheit mehr zu schicken, falls dieser Ihren Beifall hat. Auch die hiesigen Haselhühner kann ich für Dinners des Auswärtigen Amtes empfehlen, man kauft 4 oder 5 für 1 Rth. Der Kaviar verträgt übrigens Thaumetter nicht länger als 24 Stunden, dann wird er säuerlich und verdirbt.

Schloezer erlaube ich mir Ihrer Gewogenheit als einen ungewöhnlich fleißigen, dienstfertigen und leistungsfähigen Arbeiter zu empfehlen. Ich hatte, als ich herkam, durchaus kein Wohlgefallen an seiner Person, aber seine Tüchtigkeit und Pflichttreue im Dienst haben mich entwassnet. Auch Gortschalow ist mit ihm als Geschäftsträger sehr zufrieden gewesen und hat mich ausdrücklich gebeten, Ihnen Dies zu melden. Graf Wielopolski wird hier eigenthümlicher Weise hauptsächlich von den deutschen Kreisen mit Ausnahme der militärischen protegirt; bei Meyendorfs und Kesselrode verkehrt er täglich und namentlich ist Frau von Meyendorf, die thätige Vertreterin östreichischer und katholischer Wünsche, seine Gönnerin. Ich lege darauf nicht so sehr viel Gewicht, wenn es dem klugen Polen nur nicht gelingt, den Fürsten Gortschalow für sich einzunehmen, wozu er auf dem Wege seiner und geschickter Schmeichelei einigen Anfang gemacht hat.

Von der hiesigen Behörde hat man mich unter der Hand sondirt, ob ich einen Aufruf hiesiger Deutschen zur Sammlung für „Deutsche Flotte unter Preußens Führung“ mit ungünstigem Auge betrachten würde. Ich habe geantwortet: Im Gegentheil, ich würde darin ein Bekenntniß ehrenwerther Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland erblicken. Der Aufruf wird also voraussichtlich erfolgen, wenn die Herrn Unternehmer, deren Phantasie nach hiesigem Stile rothe Adler und Kronen vorzuschweben, sich nicht über das Direktorium ihres Comités entzweien.

Indem ich bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden empfehlen zu wollen, bin ich mit aufrichtigster Verehrung
Ihr ergebenster

v. Bismarck.

III.

Petersburg, 25./13. November 1861.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich schicke den Feldjäger von hier mit Depeschen, mehr in der Hoffnung, daß er mir bald mit einer gefüllten Mappe wieder zugeht, als in der Idee, daß die Expedition, welche ich ihm mitgebe, etwas Wichtiges oder Eiliges enthielte. Fürst Gortschakow ist durch tägliche Comité-, conseil- und Ministerial-Sitzungen absorbiert und giebt sich wegen Erschöpfung ins Armenrecht, wenn man ihn nach denselben besucht. Er ist kaum fähig, über Das, was ihn beschäftigt, zu schweigen, und da er mir nur von Polen spricht, so glaube ich auch, daß die eigentliche auswärtige Politik für ihn augenblicklich mehr im Hintergrunde steht. Im heutigen Ministerrath hat er sich über kaukasische Angelegenheiten, insbesondere die der tschernomorischen Kosaken, heifer geredet. Dieser bellagenswerthe Stamm ist unter Katharina mit gewissen Privilegien als Grenz-Miliz an der damaligen Grenze angesiedelt worden. Sie haben Dörfer und Gärten errichtet und Acker urbar gemacht, dabei den Dienst als Soldaten mit je Einem unter Fünf abwechselnd geleistet. Nachdem nun die Grenze des Reiches erweitert ist, sollen sie gegen den Kaukasus hin nachrücken und ihre bisherigen Wohnsitze aufgeben. Es sind die besten Soldaten Rußlands, sie waren aber über diese Zumuthung fast aufständisch, bis sie in diesem Herbst vom Kaiser selbst gehört haben, daß er ihnen befehlt, Haus und Hof zu verlassen. Sie wollen nun gehorchen und man sucht ihnen den Umzug zu erleichtern, Das heißt, man wird ihn mit der üblichen Dosis von bureaukratischer Ungeschicklichkeit und Expressung schwieriger machen oder gänzlich hindern. Darüber hatte sich Gortschakow heifer gesprochen.

Bielopolski klagt über Theremin, der von ihm kompromittirte preussische Unterthanen vor dem Beweis ihrer Unschuld mit einer Entschiedenheit reklamiert habe, als ob er in den Donaufürstenthümern und nicht in dem geordneten Rechtsstaate Polen fungire. Er, der polnische Edelmann, behauptet, daß das preussische Konsulat gegen den dortigen Liberalismus schwach sei, aus Furcht vor der preussischen Presse und den Kammerinterpellationen über diplomatischen Schutz im Auslande. Ich halte Theremin für einen durchweg pflichttreuen und intelligenten Beamten; aber etwas weichlich kommt er mir nach seinen eigenen Berichten vor. Er klagt über Brutalitäten der Kosaken und über willkürliche Strenge. Brutal und willkürlich ist hier mit Strenge

gleichbedeutend, und wie die Dinge in Warschau liegen, ist es Schade um jeden Schlag, der vorbei fällt. Jeder Erfolg der polnischen Nationalbewegung ist eine Niederlage für Preußen; und wir können den Kampf gegen dieses Element nicht nach den Regeln der bürgerlichen Gerechtigkeit, sondern nur nach denen des Krieges führen. Der Polonismus mit allen seinen Einzelheiten kann von uns nicht humanistisch und unparteiisch, sondern nur feindselig beurtheilt werden, und wenn sich ein königlicher Unterthan in die warschauer Demonstrationen einläßt, so würde ich mehr auf seine nachdrückliche Bestrafung als auf seinen Schutz gegen die Behörden Bedacht nehmen. Zwischen uns und irgendwelchem Versuch zur Herstellung Polens ist kein Friede möglich; wenn ich mich in dieser Ansicht Ihrer Billigung erfreue, so möchte ich anheimstellen, Theremin in seinem gesammten Auftreten eine scharf und unbedingt anti-polnische Haltung zu empfehlen, ohne Rücksicht auf gelegentliches Ueberhauen der Schnur durch die russischen Behörden. Gortschakow wirft mir ohnehin schon vor, daß wir von Rußland die gewaltsame Unterdrückung der polnischen Nationalbewegung verlangen und sie unsrerseits nur mit aller Schonung unserer liberalen Reputation ansaffen.

Die langjährige politische Solidarität Preußens und Rußlands war für uns von nur zweifelhaftem Vortheil; die intimen Beziehungen beider Höfe haben noch heute einen Haß an der Person des Kaisers, wenn auch Stellungen, wie sie General Rauch und Graf Münster zum Kaiser Nikolaus hatten, heute nicht mehr möglich sein würden. Von den andern Mitgliedern der Kaiserlichen Familie sind uns Großfürst Konstantin, der Prinz von Oldenburg und der Herzog von Mecklenburg feindselig gesinnt, Ersterer vom russischen, die beiden Andern vom deutsch-mittelstaatlichen Standpunkte aus; die übrigen Großfürsten geben keine politischen Lebenszeichen. Die weiteren politischen Kreise sind nicht übelwollend für uns, aber durchaus kühl, wir imponiren ihnen durch keinen äußeren Glanz von Ereignissen; was bei uns vorgeht, ist ihnen gleichgiltig. Ein gewisses Dankgefühl für unser Verhalten im orientalischen Kriege hält noch vor und der Haß gegen Oestreich veranlaßt zu relativ wohlwollenden Seitenblicken auf uns. Im Ganzen aber ist die Entfremdung, ich möchte sagen: das Vergessen Preußens im Steigen. Man wirft uns vor, daß es auf unserer Seite nicht anders sei. Im Vertrauen auf Ihre gewogentliche Diskretion theile ich mit, was ich aus bester Quelle über die Eindrücke gehört habe, welche die Ordnungdeputation zurückgebracht hat. Der Großfürst und sein Gefolge haben bei Sr. Majestät dem Könige und Allerhöchstdessen Herren Brüdern die volle Herzlichkeit der alten Beziehungen wiedergefunden, sind auch dankbar für die gnädige Art, in welcher Ihre Majestät die Königin sie verabschiedet hat. Dagegen behaupten sie, an der kalten Behandlung von Seiten der jüngeren Generation unserer Herrschaften

empfundener zu haben, daß die Wege beider Höfe in Zukunft auseinander gehen würden. Ich erfuhr die Klagen darüber aus dritter, aber sicherer Hand. Der Großfürst hat in Romno eine Depesche an Bubberg wegen des Empfanges gerichtet und die Antwort erhalten „in Galla“; er hat aber auf der Grenze keine Aufwartung gefunden, auch keinen königlichen Zug, auf den er, mit Unrecht unter diesen Umständen, rechnete. Er spricht noch heute mit Verdruß davon, sich in Eydkuhnen unnöthig umgezogen zu haben und die Nacht in voller preussischer Uniform gefahren zu sein. Die Herren des Gefolges haben in Briefen aus Königsberg schon über kühlen Empfang, mit persönlicher Ausnahme dessen bei Sr. Majestät dem Könige, Klage geführt. Ich kann nicht das ganze Register resumiren, aber die Hauptsache scheint zu sein, daß Ihre königliche Hoheiten der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl die Russen ignorirt hätten, Clarendon und Magenta die erste Rolle gespielt, die Orden nicht früh und nicht hoch genug gegeben, und Vergleichen, nebst Klagen über Bubberg, auf den auch der Großfürst schilt. Das Alles ist Klatsch, und ich gebe es nur, um Ihnen persönlich das Bild der Situation zu schattiren, nicht, um politische Folgerungen daraus zu ziehen. Die heutige Weltpolitik bewegt sich in zu breiten, mächtigen Strömungen, um von individuellen Verstimmungen influenzirt zu werden. Das Erstaunen der Russen über die vor ihnen ausgeführten Leistungen unserer Artillerie im Schießen, von denen sie fabelhafte Dinge erzählen,^{*)} ist für uns von praktischerem Werthe, als es die vollste Zufriedenheit über Empfang und Orden hätte sein können. Loen spricht von der Aussicht, ein Regiment zu bekommen; seinem eventuellen Nachfolger wird es schwer werden, die privilegierte Stellung am Hofe festzuhalten, die Loen im Vergleich mit dem französischen Bevollmächtigten traditionell noch hat; wird ein geistig bedeutender und für Politik befähigter Offizier dazu ausgesucht, so wird man ihn systematisch vom Kaiser entfernt zu halten suchen. Verzeihen Sie meine unschöne Sparsamkeit mit Papier^{**}), aber ich schäme mich, wenn ich zu einem Briefe, in dem nichts Bemerkenswerthes geschrieben steht, mehr als einen Bogen verwende. Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden zu empfehlen, in aufrichtiger Verehrung

der Ihrige
v. Bismarck.

IV.

Petersburg, 15./3. Januar 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich beileide mich, Ihnen für das freundliche Schreiben vom Achten meinen verbindlichsten Dank zu sagen. Der deutsche sowohl als der italienische Theil der vom Feldjäger überbrachten Expedition ist mir vom höchsten Interesse gewesen.

^{*)} Die Worte von *) an stehen auf den Rändern der beiden letzten Briefseiten.

Wenn man, wie ich, acht Jahre lang preussischer Bundestagsgesandter gewesen ist und unter dem ungünstigsten Gegendruck des eignen Monarchen und der manteuffelschen Politik einen mühsamen und undankbaren Kampf für Preußens und Deutschlands wahre Interessen gegen das große österreichische Lügenney gekämpft hat, so bleibt man auch hier im hohen Norden empfänglich für die Freude an dem frischen Ton, den Sie mit Ihrer Antwort nach Dresden für unsre deutsche Politik angeschlagen haben. Für mich hat die analoge Situation, welche Sie 1850 in Wien allerdings in intensiverem Grade durchlebten, in Frankfurt von 1851 bis 59 gedauert, ein Streit, damals ohne Hoffnung auf Gewinn, weil unsre Gegner ihre besten Bundesgenossen in Berlin hatten und es endlich auch durchsetzten, daß ich zur Freude aller Feinde Preußens das Feld räumen mußte. Die Erfolge auf der Bahn, welche wir jetzt eingeschlagen haben, mögen sie langsam oder schnell erreicht werden, sind uns sicher, nachdem Sie das Eis gebrochen haben durch offene Erklärung über Das, was Preußen will, und daß es das Bestehende nicht will. So schlecht ist dieses Bestehende für uns, daß jede Aenderung nur zum Bessern führen kann; selbst der heussische Plan wäre, *saute de mieux*, ein erheblicher Fortschritt Preußens im Vergleich mit der jetzigen Bundesverfassung, in welcher Preußen genau $\frac{1}{17}$ des Ganzen wiegt und vom Präsidium ausgeschlossen ist. Doch ich will der Versuchung widerstehn, von hier aus einen Ausflug in das Gebiet der Bundespolitik zu machen, und bei meinem russischen Reiten bleiben. Wir haben hier außer dem Grafen Thun zwei sehr leidenschaftliche Gegner preussisch-deutscher Politik, den Herzog Georg von Mecklenburg und meinen hannoverschen Kollegen, Graf Münster. Was sie hier von uns Uebles reden, knüpft sich einstweilen, abgesehen vom Nationalverein, Radowiz und Erfurt u., an den Ausfall unsrer Wahlen, deren demokratisches Ergebnis Herzog Georg, in seinen Reden am Hofe, ausschließlich dem gouvènementalen Einfluß zuschreibt. Die Wahlen sind schlecht und vermöge ihrer Disziplin und Mäßigung werden sich die vorgeschrittenen Parteien heutzutage noch unbedeutsamer machen als vor zwölf Jahren. Aber unliebsame Kammern sind un cas prévu par la constitution; und das verfassungsmäßige Heilmittel der Auflösung, wenn es rechtzeitig, d. h. nicht zu früh, angewandt wird, ist bei uns wirksamer als in andern konstitutionellen Ländern, weil es bei uns für viele Wähler, wenn nicht die meisten, welche über die Intentionen des Königs irre geleitet sind, darauf ankommt, sie aufzuklären, was sich durch die Auflösung, verbunden mit ansprechenden Manifesten, erreichen läßt. Die Neuheit unsrer konstitutionellen Verhältnisse bringt es mit sich, daß wir ihren einzelnen Phasen noch eine etwas schwerfällige Wichtigkeit beilegen und die Ausübung des wohl begründeten Auflösungsrechtes der Krone fast wie eine Art Staatsfreudigkeit ansehen.

Hier im Lande sind die Zustände auch nicht grade beruhigend, obschon ich an keine wesentliche Erschütterung des Bestehenden glaube. Stieglitz, der Leiter der Finanzen, stellt sogar eine beginnende Besserung der Letztern in Aussicht und er ist eher ein ängstlicher Schwarzseher als ein Schönmalter. Der Hauptmangel ist an Personen zu höhern Beamtenstellen. Es ist überraschend, wie wenig wirklich gebildete Leute, nach unserm Maßstabe, es hier in den höhern Kreisen giebt, und die wenigen gehören meist der Generation der Greise und den Deutschen an, die exklusive Ueberweisung der Erziehung an das nationalrussische Element durch den Kaiser Nikolaus bestraft sich durch die Masse von Unwissenheit und Roheit, welche in den Sphären zu Tage tritt, aus denen die Staatsmänner hervorgehn sollen. Der Berg von Papier und Formenwesen, welcher das staatliche Leben erdrückt, ist schon im gewöhnlichen Geschäftsleben nicht zu bewältigen; die Arbeiten der Gesetzgebung aber, welche in allen Zweigen der Verwaltung begonnen sind, gelangen nicht von der Stelle, obschon jeder hohe Beamte sich einige deutsche Hilfsarbeiter zulegt, welche die regelmäßige Arbeitslast tragen. Gortschakow wäre ohne seinen Westmann, Hamburger, Saden und den deutschen Kammerdiener gar nicht denkbar. Baron Saden, ein alternder Mann, ist die einzige Spezialität des Ministeriums für Schleswig-Holstein nebst allen deutschen Bundesfachen, welche von allen Andern, Gortschakow eingerechnet, als eine Art Sanscrit behandelt werden, das Niemand auch nur zu erlernen versucht. Ueber orientalische, slavische und allenfalls französische Dinge ist der Fürst jederzeit gesprächig und ein aufmerksamer Hörer. In allen deutschen Fragen, die Reform des Bundes eingerechnet, kann ich ihm nur mit Gewalt ein widerwilliges Gespräch abgewinnen. Auch Italien ist ihm jezt, wo die inneren Geschäfte im Reichsrath und Conseil ihn ermüden, langweilig geworden und nur aus Gefälligkeit für die Coquetterien der Frau von Regina legt er gelegentlich einiges Interesse für den König Franz an den Tag.

Ich habe mir erlaubt, in dem beifolgenden Bericht über die italienische Anerkennungfrage meine unmaßgebliche Ansicht vorzutragen. Meiner Ueberzeugung nach müßten wir das Königreich Italien erfinden, wenn es nicht von selbst entstünde. Seine Herstellung kann durch Uebergangsstadien führen, welche ihre Bedenken haben, welche wir aber suchen müßten, abzukürzen. Wenn es erst fertig auf eigenen Füßen steht, so kann ich mir keine willkommenerere Schöpfung für preussische Politik denken; der Fehler der Situation liegt nur in der Fortdauer seiner Unselbständigkeit. Ich begreife, daß Seine Majestät der König Sich schwer dazu entschließen würde, die Sache der italienischen Fürsten aufzugeben. Aber Preußen hat gar keine Reziprozität zu erwarten, wenn es für dieselben einsteht. Weder vom Papste noch von Oestreich noch von den vertriebenen Dynastien haben wir auf Dank zu

rechnen, wenn wir ihnen unser Interesse und das Einverständnis mit England opfern. Gestügt auf unsere und Englands Anerkennung hat der neue Staat einige Bürgschaft des Bestehens, und wenn wir damit nur das Cabinet Ricafoli halten, so hängt daran vielleicht der ganze Bestand des statu[s] quo in Italien. Bricht derselbe zusammen, so eröffnet sich eine weite Perspektive von Krieg und Unruhen, wie Dies Ricafoli, m. E. nicht mit Unrecht, Herrn von Brasler entwickelt hat. Ich kann mich überhaupt nicht recht von der Richtigkeit der Theorie überzeugen, daß die Anerkennung eines neuen Staates irgend welche rechtliche Billigung der Art, wie derselbe entstanden ist, in sich schließt; sie besagt vielmehr nur, daß man der neuen Regierung eine hinreichende Dauer zutraut, um im Interesse der eigenen Unterthanen die regelmäßigen Geschäftsverbindungen mit ihr einzurichten. Die Engländer haben die praktische Methode, neue staatliche Schöpfungen mit großer Leichtigkeit anzuerkennen, ohne damit eine Verantwortlichkeit für die rechtliche Basis oder eine Bürgschaft für ihre Dauer zu übernehmen. Sollte der König Franz in seine Staaten zurückkehren, so würde England sich höchstens durch eigene Interessen, nicht aber durch seine frühere Anerkennung Victor Emanuels abhalten lassen, wiederum einen Gesandten in Neapel zu beglaubigen. Wenn in der Anerkennung eine solidarische Haftung für die Rechtmäßigkeit der Einsetzung einer Regierung läge, so hätten wir seit 1830 in Paris keinen regelrecht beglaubigten Gesandten haben können.

Den 16./4. Soeben schickt mir Gortschakow einen telegraphischen Auszug der Thronrede und ich freue mich, auch in ihr die Bundesreform betont zu sehen. Demnächst ist mir besonders die Ueberzeugung beruhigend, die ich dem Auszug entnehme, daß wir an keine Art von Rückzug oder Kompromiß in der Frage der Armer-Einrichtungen denken. In der nächsten Zeit stehen Konflikte mit der Kammer schwerlich zu erwarten; die etwaige Adreßdebatte hat zu wenig praktisches Element in sich, als daß es dem Wähler im Lande recht verständlich würde, worüber der Bruch eigentlich entstanden sei, wenn er bei der Gelegenheit zu Tage tritt. Im März werden, wie ich glaube, die kritischen Tage der Kammer erst beginnen. Sollte die Versammlung ihrerseits unannehmbare Vorlagen machen, so ist es, wie ich glaube, zunächst immer zweckmäßiger, dieselben am Herrenhause scheitern zu lassen, als die Autorität der Krone zu früh ins Gefecht zu führen. Für den gemeinen Wähler in Masse kommt viel darauf an, daß der Konflikt, über welchen die Kammer seiner Wahl nach Hause geschickt wird, ein gemeinsätzlicher und klarer sei.

Gestatten Sie mir, vertraulichst noch eine Frage anzuregen, die mir persönlich natürlich von hohem Interesse ist. Ihr Herr Vorgänger hatte mir schon im Sommer angedeutet, daß Ihr Eintritt ins Ministerium wahr-

scheinlich meine Versetzung von hier nach sich ziehen würde. Diese Wahrscheinlichkeit ist durch den Verlust von Pourtales erhöht worden. Ich formulire keine Art Wunsch, womit Sie ohne Zweifel bei der Gelegenheit hinreichend ohnebies befelligt sind; ich bin, aufrichtig gesagt, zu abergläubisch, um irgend Etwas dringlich zu begehren, was mir nachher nicht zur Zufriedenheit ausschlägt, und ziehe vor, in militärischer Fassung die Befehle Sr. Majestät abzuwarten und zu vollziehen, mögen sie für hier oder für eine andere Bestimmung lauten. Sehr lieb aber wäre es mir, wenn ich eine Andeutung darüber haben könnte, ob ich mich auf Bleiben oder Umziehen überhaupt einrichte. Am ersten Februar alten Stils muß ich mich erklären, ob ich mein Haus zum ersten Juni c. behalte oder aufgebe. Es ist Das ein Gegenstand von etwa 8000 Thlr., da unsicher bleibt, ob mein etwaiger Nachfolger in meinen Kontrakt würde treten wollen oder nicht. Dazu kommen Reparaturen, die ich bei Erneuerung des Kontraktes verlangen muß, sowie manche andere häusliche Einrichtungen, Pferdekäufe und Dergleichen. Ist es also möglich, die Wahrscheinlichkeit schon jetzt zu beurtheilen, so würde ich für einen Wink darüber dankbar verpflichtet sein.

Ich weiß nicht, wie in den Zeitungen das Gerücht entstanden ist, als käme ich zur Landtagsöffnung nach Berlin; auch in der Korrespondenz meiner Freunde wurde meine Anwesenheit als Thatsache behandelt und mein Pächter aus Schönhausen war erschienen, mich dort aufzusuchen. Bei 24 bis 30 Grad Kälte, wie sie seit vierzehn Tagen herrscht, zu reisen, mit Kammerdebatten in Aussicht! Ich hatte ein behagliches Frösteln am Kamin bei der Gewißheit, daß es nicht wahr sei.

Es wird Sie freuen, zu vernehmen, daß Ihr Andenken bei liebenswürdigen Damen hiesiger Gesellschaft lebendig ist, und ich versäume daher nicht, einen sehr gnädigen Gruß zu bestellen, mit welchem mich die Frau Großfürstin Marie Nikolajewna für Sie beauftragt hat, als ich im Hause Belosselsky, jetzt Kotschubey, beim Souper neben ihr saß; ich sollte Sie daran erinnern, wie vergnüglich Sie in eben jenen Räumen mit Ihrer K. H. getanzt hätten. Die Großfürstin ist für uns Preußen noch jetzt vorzugsweise liebenswürdig, während bei den übrigen Herrschaften, außer Kaiser und Kaiserin, wir noch zu den Ausländern im Allgemeinen zählen.

Mir und den Meinigen geht es wohl, nachdem meine Tochter beginnt, sich von dem für Kinder hier so gefährlichen typhösen Fieber zu erholen, welches sie vor zwei Monaten besiel und mehre Wochen in Lebensgefahr hielt. Ich erhalte mich durch die Jagd gesund, meine Kinder aber leiden unter Mangel an Luft und Bewegung, da ihnen die Aerzte bei der starken Kälte das Ausgehen verbieten. Mit der Zeit fürchte ich, daß ich mich aus Erziehung-, Gesundheit- und Selbst-Rücksichten doch zu dem rochowschen System

werde entschließen und meine Familie werde in der Heimath lassen müssen; jedenfalls schicke ich sie mit dem ersten Frühling dahin; wie lange ich die Einsamkeit aushalte, muß der Erfolg lehren. Loen führt hier als Garçon seit Jahren die Rolle einer Zierde der Salons durch. Ich habe eine wahre Sorge, ihn zu verlieren; er ist verträglich, angenehm und zu keinen Uebergreifen geneigt. Räthe an seine Stelle Jemand mit etwas geschäftlichem Ehrgeiz und Hang zur Intrigue, so ist dieses System der Doppelvertretung mit einem selbständigen Militärgeandten bei dem kaiserlichen Hofe und einem diplomatischen bei der kaiserlichen Regierung für den Letztern nicht durchzuführen, hier weniger als irgendwo. Den Brief Sr. Majestät des Königs habe ich Loen ausgehändigt und ihn mit Allem bekannt gemacht, was ich über Berstenzweig gehört habe. Ueber den sonstigen Inhalt des allerb. Schreibens hat er mir nichts mitgetheilt, aber die Absendung seiner Antwort mit diesem Courier in Aussicht gestellt.

Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden empfehlen zu wollen, bin ich in freundschaftlicher Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

V.

Petersburg, 10. Febr.
29. Jan. 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

indem ich die plötzliche Abreise meines Hauslehrers, der seine Mutter verloren hat, zu einer kleinen Expedition benutze, kann ich derselben aus dem Gebiete der großen Politik nur eine Sakat-Anzeige begeben. Gortschakow hat mir vorgestern seine neueste pariser und londoner Post vorgelegt. In dem Hauptberichte des Sr. Kisselew standen die Rathschläge im Vordergrunde, welche Napoleon dem Kaiser Alexander in Betreff des Schlittschuhlaufens und der Vortheile dieser Übung für die Gesundheit erteilt und welche mit höflichem Danke entgegengenommen, aber nicht befolgt werden. Der Kaiser liebt Anstrengungen der Art so wenig, daß selbst auf der Jagd der zu Fuß zurückzuliegende Theil des Weges sehr kurz und auch in Mitten der wästelsten Wälder gänzlich eben und schneefrei sein muß; eine Wegeverbesserung, durch welche nicht selten das Wild vertrieben wird. Außer den Schlittschuhen bespricht Kisselew nur die fouldschen Finanzpläne. Baron Brunnons Berichte sprechen von Bestrebungen Lord Russels, den Frieden zwischen Turin und Wien zu erhalten, und schreiben dem londoner wie dem pariser Cabinet gleichmäßig den Wunsch zu, einander in Krieg mit Amerika zu verwickeln, selbst aber freie Hand zu behalten. Nicht ohne besorgte Theilnahme kann

man lesen, was er über den Zustand der Königin schreibt. Danach sollen die Minister, seit dem Tode des Prinzen Albert, Ihre Majestät noch gar nicht gesehen haben und der vor Eröffnung der Session nöthige Cabinetsrath vor der offenen Thür des königlichen Zimmers abgehalten sein, ohne daß die Königin erschien. Ueber die Stellung, welche König Leopold unter stillschweigender Zulassung der Minister in Folge der Unzugänglichkeit der Königin eingenommen hat, werden Ihnen londoner Nachrichten schon vorliegen. Baron Brunnov rechnet darauf, daß unter diesen Umständen die Opposition in tactvoller Courtoisie sich jedes Angriffes auf das bestehende Ministerium enthalten werde und demselben für die Dauer der Session der Waffenstillstand im Innern gesichert sei.

Die schwedische Depesche an die Großmächte will mir Gortschakow in Abschrift nicht geben, wenn ich ihm nicht die Erlaubniß Wedels dazu schaffe, dagegen hat er mir die französische Antwort auf dieselbe, an Fournier und Dotéjac gerichtet, gezeigt, die zu Konzessionen in Schleswig räth und sich schließlich die Erklärungen aneignet, welche England in Kopenhagen hat geben lassen. Die Angelegenheit scheint, bei der Uebereinstimmung in den Ansichten der drei Mächte und der Abneigung der Schweden selbst gegen Einmischung in kontinentale Händel, eine erledigte zu sein. Gortschakow sagt vom König von Schweden in Betreff seiner Velleitäden, den Charles XII. zu spielen: *c'est un coureur de femmes impotent (qui ne b. . . pas*, war sein drohtischer Ausdruck).

Wenn die Neutralisirung Rußlands in der auswärtigen Politik noch ein Jahr lang die selben Fortschritte macht wie bisher, so wird mein Posten hier keine größere Bedeutung behalten als der in Madrid. Die innern Fragen überwuchern selbst das Auswärtige Amt und Gortschakow selbst läßt nach in den Bemühungen, wenigstens den Schein zu retten und die Fiktion großmächtlicher Betheiligung an der europäischen Politik lebendig zu erhalten. Vor einigen Monaten erklärte er es für ganz unzulässig, einen päpstlichen Nuntius hier anzunehmen; jetzt stellt er es als einen Sieg seiner Diplomatie dar, den Papst zur Entsendung eines Vertreters bewogen zu haben, und sagt mir, daß letztere nur durch die Schwierigkeit, eine geeignete Person zu finden, noch aufgehalten werde. Seit einigen Tagen giebt uns die Adels-Versammlung des petersburger Gouvernements das heimische Schauspiel einer Kammerverhandlung, mit Tribünen, welche von Damen, Diplomaten und Literaten zahlreich besetzt sind und zu denen Jedermann Einlaßkarten erhält, der sich an den Adelsmarschall Grafen Schumalow wendet. Man spricht gut und geläufig, mit etwas mehr Pathos und Gestikulation, als bei uns üblich ist; Gegenstand der Abstimmungen sind mehr allgemeine Regierungsgrundsätze als praktische Bedürfnisse des petersburger Gouvernements.

Die Zeit nöthigt mich, zu schließen. In freundschaftlicher Verehrung verharre ich

der Ihrige

v. Bismarck.

VI.

Petersburg 27./15. Februar 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich benutze in der Eile eine sich plötzlich anbietende englische Gelegenheit, um die beifolgenden beiden Berichte zu befördern, finde aber nicht die Zeit, einen dritten über die hiesigen Eindrücke der deutschen Angelegenheiten hinzuzufügen. Ich beschränke mich daher auf den Ausdruck des verbindlichsten Dankes, mit dem ich Ihr Schreiben vom Einundzwanzigsten erhielt; es orientirt mich auf das Vollständigste über alle Verzweigungen unsrer Politik. In Betreff der dänischen wiederhole ich nur, daß man hier traitabler ist, als nach früheren Antecedenzen zu erwarten wäre, und weit entfernt von der doktrinären Verbissenheit, mit welcher unter Nikolaus die Holsteiner in den großen Topf der Rebellen und Jakobiner geworfen wurden, weil ihr König zu den Dänen hielt. Die Anerkennung Italiens durch Rußland ist wohl so weit gereift, daß sie wahrscheinlich vom Baume fällt, wenn wir ihn einigermaßen schütteln. Ich habe mit Gortschakow quasi proprio motu gesprochen, also keine amtlich verbindlichen Erklärungen von ihm verlangen können. Indessen fählt man durch, daß er, trotz seines Cicisbeats bei Frau von Regina, bereit sein würde, anzuerkennen, wenn der Kaiser die Sache nicht hielte. Ich habe Sr. Majestät, immer als persönliche Ansicht, vorgestellt, daß die neuesten Erscheinungen in der Bundespolitik zu verlegend und beunruhigend für uns seien, um uns zu gestatten, daß wir unsre politische Zukunft vertrauensvoll auf den guten Willen Oestreichs und der Mittelstaaten einrichten; ich schob die Schuld (die ich in Wahrheit weniger in Persönlichkeiten als in geschichtlichen Nothwendigkeiten suche) vorzugsweise auf Rechbergs mir durch langjähriges Beisammensein wohlbekannte Leidenschaftlichkeit . . . Der Kaiser gab zu, daß die identischen Noten eine Unbesonnenheit gewesen seien und auch in der Bundesversammlung eine bedauerliche Rücksichtslosigkeit gegen Preußen an den Tag gelegt werde. Er habe in Wien Verträglichkeit und Nachgiebigkeit empfohlen und darauf hinweisen lassen, daß die Macht auf Preußens Seite sei und die Reihe der Konzessionen an Oestreich; wir möchten aber auch bedenken, daß die Gerechtigkeit der Mittelstaaten eine große sei und dieselben schließlich zu neuen Rheinbundbestrebungen treiben werde. Unser Verlangen nach Führung und Konsolidirung der Bundesarmee hält der Kaiser für gerechtfertigt, weniger sieht er die Nothwendigkeit der diplomatischen Vertretung

der andern Staaten durch Preußen ein. In beiden Beziehungen aber, sagt er, würden wir eine freiwillige Zustimmung der deutschen Fürsten niemals erlangen. Die Familien-Korrespondenz Sr. Majestät scheint den Mangel an Wohlwollen für Preußen, welcher die deutschen Höfe beherrscht, in kräftigen Ausdrücken bekundet zu haben.

Bei vertraulicher Mittheilung der „identischen Note“ hat Fürst Gortschakow gegen den württembergischen Geschäftsträger sich tadelnd über das Verfahren der Koalition gegen uns ausgesprochen und an unsere materielle Ueberlegenheit erinnert, sowie an die Gefahr, uns zur Verständigung mit Frankreich zu drängen, welche ohne materielle Opfer für uns erreichbar sei. Vorausichtlich wird er zu den übrigen deutschen Gesandten in ähnlichem Sinne gesprochen haben. Thun wenigstens ist böser als je auf ihn. Die, uns persönlich nicht feindlichen, Vertreter Sachsens und Württembergs bedauern im Gespräch mit mir die identische Note als Mißgriff ihrer Regierungen und erwarten die Anerkennung Italiens als unsern nächsten Gegenzug. Gortschakow hat ihnen allen gesagt, Rußland betrachte den Bundes-Verfassungstreit als innere Angelegenheit Deutschlands und werde sich hüten, wieder in die Fehler seiner früheren Regierung zu verfallen, indem es sich in fremde Häuslichkeiten einmische. Man spricht hier von weitem Reduktionen der Armee, z. B. Verschmelzung der vier Garde-Kürassier-Regimenter, die bisher 2 Mill. Rubel kosteten, in Ein Regiment von 4 Escadrons.

Für den Fall, daß ich versetzt werden sollte, bezeichnet mir Gortschakow den Grafen Holz und Schulenburg in Stuttgart als wünschenswerthe Nachfolger. Ich habe ihm höflich erwidert, daß ich mich mit [dem]*) schmerzlichen Gedanken, ihn und Petersburg zu verlassen, noch nicht vertraut machen könne.

Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden empfehlen zu wollen, bin ich in aufrichtiger Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

P. S. In der Anlage, die Legation-Sekretäre betreffend, habe ich nur den Ausdruck der Besorgniß niederlegen wollen, plötzlich mit einer in allen Personen neuen Garnitur umgeben zu sein, deren Anlernung für die hiesige Spezialität eine schwere Arbeit sein würde. Wegen Saurma antworte ich mit Nächstem. Mir ist er willkommen, wenn er reich genug ist, hier leben zu können; unter 5000 Thlr. halte ich es nicht thunlich.

*) Ergänzung des Herausgebers.

VII.

Petersburg, 25./13. März 1862.

Verehrter Freund und Gönner,

gestatten Sie mir zunächst meinen aufrichtigen Glückwunsch zu der im Ministerium vorgegangenen Wandlung. Ohne irgend einer politischen Uebersetzung zu nahe treten zu wollen, sehe ich doch als das erste Erforderniß eines Kabinetes, welches in bewegten Zeiten wirksam sein soll, die innre Einigkeit desselben an. Deren bisheriger Mangel muß die Aufgabe jedes Einzelnen unmöglich gemacht und die Arbeit verdoppelt haben. In den hiesigen amtlichen Kreisen findet die Wahl Ihrer neuen Herrn Kollegen den vollsten Beifall; gemäßigte Konservative, ohne doktrinären Fanatismus. Wir ist insbesondere Herr von Jagow ein Freund aus alten Zeiten, von der Universität und aus Kreuznach her, wo ich mitunter zur Jagd bei ihm war. Ich bitte Sie, ihm meine herzlichsten Grüße und guten Wünsche zur Durchführung seiner dornigen Aufgabe zu bestellen. Daß es für diesmal gelingt, die Wahlen nach Wunsch zu lenken, bezweifle ich, die Zeit ist zu kurz und der Bruch mit der Kammer kam für das Land zu überraschend. Ich möchte fast sagen: es ist schade um eine politisch so ungeschulte und erregbare Kammer, wie diese war; wenn man sie statt der sofortigen Auflösung durch kühle Nichtachtung noch etwas gereizt hätte, so würde sie die nutzbarsten Thorheiten begangen haben und der Beurtheilung durch die Wähler in höherem Grade anheimgefallen sein.

Ich warte hier, und, wie ich nicht leugnen kann, mit einigem Unbehagen, auf eine bestimmtere Gestaltung meiner eignen Zukunft. Als ich die erste Kunde von meiner bevorstehenden Abberufung erhielt, hatte Gortschakow auf Grund budbergischer Nachrichten die Meinung, daß diese Maßregel mit den neuen ministeriellen Kombinationen in Verbindung stehe; ich glaubte nicht daran, theils aus sachlichen [Gründen], theils aus dem formellen Grunde, daß mir ausdrücklich gesagt wurde, Seine Majestät habe mich zu andern diplomatischen Funktionen bestimmt. Die anderweite Besetzung der Ministerposten hat meine Vermuthungen gerechtfertigt; ich bin aber noch immer in der Lage, die sich täglich wiederholenden Anfragen nach der neuen Bestimmung, welcher ich entgegengehe, unbeantwortet zu lassen. Lord Napier nimmt an, daß es London sei, und giebt mir in der Voraussetzung heute ein offizielles Diner; er giebt sich die Wiene, mehr darüber zu wissen als ich. Unter den Russen dagegen erzählt man sich, meine Abberufung sei weniger durch das Bedürfniß anderweiter Verwendung als durch Unzufriedenheit mit meinem allzu russischen Standpunkte in der Politik motivirt. Gortschakow theilt diese Meinung natürlich nicht, sondern erwartet von Goltz, nach seinen Antecedentien in Konstantinopel, eine eben so entgegenkommende

Haltung wie von mir; er wird darin eben so von mir bekräftigt wie von Budberg, dessen vertrauliche Berichte mit der wärmsten Anerkennung von Goltz reden. Aber auch Gortschakow hat den Eindruck, daß eine Abberufung, welche nicht gleichzeitig eine Versetzung ist, den Schatten königlicher Ungnade auf mich fallen läßt; er fragte mich, ob ich glaubte, daß Seine Majestät irgend welchen Anlaß zur Unzufriedenheit mit mir habe, und rieth mir als Freund, auf eigne Hand sogleich nach Berlin zu fahren und das Terrain zu rekonosziren. Ich sagte ihm, daß er m. E. auf falscher Fährte sei und daß wahrscheinlich um deshalb mir nicht gesagt werde, wohin ich bestimmt sei, weil die definitive allerhöchste Entscheidung in der That noch zu erwarten stehe. Warum aber dann die schleunige Abberufung und Sendung des Nachfolgers, bevor man Sie anderswo braucht? fragte er etwas ungläubig. Ich erzähle Dies nur à titre de renseignement und erwarte in Geduld, was der König befehlen wird; mir ist es bei der jetzigen Kälte, den schlechten Wegen durchaus nicht unlieb, noch länger hier zu bleiben, meinen Auszug in Ruhe vorzubereiten und eine Reihe von Abschiedsdinern einzunehmen, deren Folgen ich allwöchentlich durch einen Jagdtag neutralisire. Dabei ist immerhin der Wunsch, zu wissen, was aus mir werden wird, von einer vergeßlichen Neugierde eingegeben, für deren Befriedigung ich jederzeit dankbar sein würde. Meine Familie schicke ich, sobald die Witterung etwas milder wird (wir haben 18° Frost), zu mir aufs Land nach Pommern, ohne Rücksicht auf meine eigne frühere oder spätere Abreise von hier; ebendahin werde ich auch mein hier jetzt nicht verkäufliches Mobiliar dirigiren.

In Ermangelung politischen Stoffes ist der Tod des alten Kanzlers*) das Thema, welches die Unterhaltung hier beherrscht; er ist eigentlich an einer Planelle gestorben, die er seit Jahren auf der Haut trug und wegen eines leichten Ausschlages mit einem leinenen Hemd vertauschte; dadurch ist der Ausschlag zurückgetreten. Er war für seine Jahre sonst noch so rüstig, daß man ihm langes Leben zumaß; im vorigen Frühjahr ritt er noch mit mir aus. Er muß ein großes Vermögen hinterlassen, besonders von den umfangreichen Brennereien herrührend, die er mit gekauftem Korn im Süden Rußlands betreiben ließ. Auch Peter Meyendorf ist bedenklich erkrankt und Graf Bludows Schwäche nimmt täglich zu. Es ist hier der Aberglaube, daß einem sterbenden Andreas-Ritter in dem selben Jahre drei andere nachfolgen; der erste war Lanskoi.

In der Hoffnung, Sie demnächst in Berlin persönlich in erwünschtem Wohlsein begrüßen zu können, bin ich mit aufrichtiger Verehrung
der Ihrige

v. Bismarck.

*) Des Grafen Resselrode.

VIII.

Petersburg, $\frac{12. \text{ April}}{31. \text{ März}}$ 1862.

Behrtester Freund und Gönner,

meine amtlichen Berichte bringen Ihnen die ganze Blumenlese, welche, auf dem winterlichen Boden hiesiger Politik, freilich etwas verspätet, sich zusammenbringen läßt; ich schreibe daher diese Zeilen nur, um meine Dankbarkeit für Ihr freundliches Schreiben vom Dritten zu bestätigen. Ich bin, seit ich weiß, daß es sich nur um die beiden westlichen Posten für mich handelt, vollkommen beruhigt und werde in Berlin die Befehle Seiner Majestät entgegennehmen.

Aus dem beifolgenden Immediatbericht werden Sie entnehmen, wie Gortschalow zu meiner Ueberraschung mich auf eigene Verantwortung vierzehn Tage früher vom Kaiser hat Abschied nehmen lassen, in Abweichung von der sonstigen Fasten-Etikette. Ich hatte noch gar keinen amtlichen Schritt bei ihm zur Erlangung der Audienz gethan, nichts schriftlich eingereicht, nur mündlich und gelegentlich die Eventualitäten besprochen. Ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß er diese Einrichtung in einer andern als der wohlmeinenden Absicht getroffen hat, mir Zeit zu der übrigen Verabschiedung zu lassen. Eine schwere Arbeit; gestern empfing mich der Thronfolger und Großfürstin Helene; nun stehen mir noch die Kaiserin, Graf Michael und Gemahlin und Großfürstin Marie bevor, vermuthlich nach Ostern, wo mich auch der Kaiser nochmals als Partikulier einladen will, um definitiv Abschied zu nehmen. Dann etwa 200 Visiten, nachdem etwa 50 erledigt. Die Wege sind durch das Thauwetter halbschmerzhaft und gegen 100 Werst werde ich wohl in der Stadt umherzufahren haben, bis ich fertig bin. Die unangenehmste Seite des Umzugs liegt in der gänzlichen Unverkäuflichkeit aller Einrichtungsgegenstände, Möbel, Pferde, Wagen u. c. Niemand hat Geld, Alle gehn ins Ausland oder aufs Land und meine ganze hergebrachte und angeschaffte Einrichtung bringt mir nicht $\frac{1}{10}$ von Dem, was sie vor drei Jahren kostete. Auf Holz kann ich nicht rechnen, da er erst zwei Tage vor meiner Abreise kommen will und ich Das, was er nicht nähme, gar nicht unterbringen könnte. Einen Theil der Sachen schicke ich nach Schönhausen, um sie nicht zu verschleudern, und meine Reitpferde nach London oder Paris; hier reitet Niemand und ich verlore beim Verkauf sechsmal so viel, als der Transport kostet. Verletzungen sind, nach unserm Entschädigungs-Modus, wahrhaft ruinös für die Gesandten und die Gehälter nicht geeignet, den Schaden zu ersetzen.

Ueber den muthmaßlichen Ausfall der Wahlen fängt man an, hier besser zu denken als vor vier Wochen; doch hat der Brief des Herrn Finanz-[Ministers] an den Kriegsminister den Glauben an die Dauer des Kabinetes

wieder etwas erschüttert. Auch ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Konzeffionen, wenn sie überhaupt gemacht werden sollen, sich vortheilhafter im Handeln mit der Kammer als vor den Wahlen verwerthen. Besonders auf die 25 Prozent Zuschlag würde ich, wenn ich mitzureden hätte, durchaus nicht verzichten, am Wenigsten proprio motu, ohne dafür Andree zu erreichen. Diese Nachgiebigkeit macht die Opposition dreister, die Konservativen zweifelhaft und könnte in einem kritischen Moment mit der kommenden Kammer entscheidend wirken, wenn sie bis dahin aufgespart würde.

Doch ich rede von diesen Dingen auf 200 Meilen Entfernung, ohne Aktenkenntniß, und will lieber warten, bis ich mich in Berlin mit der Situation vertrauter gemacht habe, am Liebsten aber schweigen, so lange ich nicht gefragt werde; je älter man wird, desto mehr fühlt man die Nothwendigkeit, sich streng auf die Aufgaben des eignen dienstlichen Berufs einzuschränken und das Uebrige Gott und à qui de droit anheimzustellen.

Die Rewa steht noch fest und ist mit frischem Schnee bedeckt. Die Weinigen sind, Gott sei Dank, bisher gesund und reisefähig, so daß ich hoffen darf, in der Woche nach Ostern aufzubrechen, wie früher gemeldet. Nur unsere Gouvernante ist seit zwei Monaten so krank, daß wir sie hier in einer Art Bethanien unterbringen und zurücklassen müssen.

Mich der Frau Gräfin gehorsamst empfehlend, bin ich in freundschaftlicher Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

IX.

Paris, 16. Juni 1862.

Verehrtester Freund und Gönner, unerwartet erfahre ich heute Abend, daß sich morgen eine Gelegenheit zum Schreiben bietet, durch den Delmarschen Geschäftsmann Herrn Epstein; da er aber früh um sieben reist und unsere jungen Herren und Kanzellisten heut am Sonntag Abend nicht aufzutreiben sind, so muß ich schon selbst zur Feder greifen.

Die Initiative Rußlands in der italienischen Anerkennung geht doch etwas weiter, als ich nach der früheren Abrede erwartet hätte. Die ersten Nachrichten gingen mir durch einen indirekten französischen Sekretär zu, waren aber zu vage und entstellt, um sie zu melden; Rußland sollte danach den Verzicht auf Venetien von den Italienern verlangt haben, eine Bedingung, die ihm sicherlich zuletzt einfällt. Erst mehr Tage später gelang es mir, Bubberg zu Hause zu finden, der mir dann auf Befragen so ziemlich die Wahrheit sagte, ob die ganze, lasse ich dahingestellt; die Schwankung ist fast zu scharf und zu plöglich, um bloß durch das Streben nach Auflösung der

polnischen Schule und Legion erklärbar zu sein. Thouvenel schildert die Bereitwilligkeit der Russen zur Anerkennung noch lebhafter als Budberg, der sich anstellt, als sei ihm hier sehr zugeredet worden und als habe er erst in Folge Dessen die Sache telegraphisch in Petersburg angeregt.

Ich weiß nicht, wer mir hier gesagt hat, es seien von uns in London Anerbietungen gemacht worden, Italien anzuerkennen, falls sich England unseren Wünschen in der dänischen Frage günstiger erweise. Ich glaube kaum, daß die Engländer auf den Handel eingehen. Hier wäre es unnöthig, einen solchen Austausch von Gefälligkeiten anzubieten. Der Kaiser wird auch ohnehin in Betreff Schleswigs so weit entgegenkommen, als er kann, d. h. er wird die Theilung Schleswigs befürworten, wenn wir es verlangen, und damit auch bei Rußland wahrscheinlich durchdringen, bei England und Oestreich aber schwerlich, und überworfen wird er sich mit England deshalb nicht. Bevor wir nicht Dänemark auf der See gewachsen sind, sollten wir m. E. über die Frage kein Wort weiter verlieren; mit drei oder vier Panzerschiffen aber wären wir in der Lage, sie zu erledigen.

Ueber den Handelsvertrag höre ich zu meiner Freude durch Herbst, daß wir ihn zeichnen werden, sobald die Kammern ihn angenommen haben. Die Budgetberatungen werden sich voraussichtlich ziemlich in die Länge ziehen und dem Herrn Finanzminister manchen unerfreulichen Moment darbieten; aus der hiesigen Perspektive läßt sich der Kampf mit mehr Beschaulichkeit ins Auge zu fassen. Ich bemühe mich einstweilen, den hiesigen Staatsmännern und Pres-Autoritäten etwas richtigere Begriffe von der Bedeutung und Regierungsfähigkeit unserer Opposition beizubringen, als sie in der Regel haben. Die vielen Zeitungartikel über meine Person geben zu vielen Fragen an mich selbst Anlaß, die ich nach Belieben beantworte, ohne die Wahrheit, wenn ich sie auch sagen wollte, zu kennen. Der König ließ mich mit den in der letzten Audienz wiederholten Worten abreisen, daß ich „au qui vive“ bliebe. Ich weiß bisher nicht, ob Se. Majestät mich noch als eventuellen Ersatz für Prinz Hohenlohe im Auge hat; wenn es der Fall wäre, so hätte ich gern über die muthmaßliche Dauer meines hiesigen Verbleibens einige Andeutungen, ob Tage, oder Wochen, oder bis zum Winter. Wenn ich aber definitiv hier zu bleiben bestimmt bin, so möchte ich eine kleine Trink-Kur beginnen und nach derselben um einige Wochen Urlaub für ein Seebad bitten. Der Hof kommt längere Zeit nicht wieder her, Fontainebleau, Vichy, Chalons, vielleicht Biarritz werden ihn haben und von Thouvenel ist dann eine geregelte Thätigkeit nicht zu erwarten, er ist schon jetzt meist in Fontainebleau. Zum September würde ich mich dann mit meiner Familie hier einstellen. Unter allen Umständen wende ich mich an Ihre Güte mit der Bitte, mir die Erlaubniß auszuwirken, daß ich mich zur Besichtigung der Aus-

stellung auf vier oder fünf Tage nach London begeben kann, sobald die Geschäfte es gestatten und bevor ich anfangs, Brunnen zu trinken. Der Frau Gräfin meine gehorsamsten Empfehlungen zu Füßen legend, bin ich mit aufrichtiger Verehrung und Ergebenheit

der Ihrige

v. Bismarck.

X.

Paris, 28. Juni 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

mit verbindlichstem Danke habe ich Ihr Schreiben vom Zwanzigsten erhalten und denke, morgen oder übermorgen meine Exkursion nach London anzutreten, um etwa Donnerstag wieder hier zu sein. Wir treten hier in die tote Zeit; sobald der Kaiser Fontainebleau verläßt, geht auch Thouvenel fort und läßt sich theils durch Danneville (den hiesigen Gruner), theils durch Villaut vertreten, ohne daß Beide sich auf eigentliche Geschäfte einließen. Schon mit Thouvenel ist nicht viel anzufangen, sobald er den Kaiser und dessen Instruktionen nicht zur Hand hat. Ich denke daher, wenn Sie kein veto einlegen, bald einen Urlaub zu erbitten, um mich durch Ruhe und erleichternden Brunnen von den übeln Wirkungen des Klimawechsels und der veränderten Lebensweise zu befreien und für ein Seebad vorzubereiten. Ich bin hier noch keinen Tag so gesund gewesen, wie ich bei der Ankunft war, und die Abhärtung der Pariser gegen Zug und Kälte ist für jeden an petersburger Vorsicht Gewöhnten sehr verderblich. Ich würde nach Vichy gehn, wo mein petersburger Kollege Pleffen den Kaiser dänisch bearbeiten wird; aber ich fürchte, daß die kaiserliche Gegenwart Einem dort nicht Ruhe für die Gesundheit läßt, und ich würde hier Vichy trinken, wenn ich des Bleibens sicher wäre. Ich finde es unglaublich langweilig hier, weil ich wenig Leute kenne und die meisten derselben schon verreckt sind. Im Hause fehlt mir alle Einrichtung und die gewohnte Umgebung, besonders auch ein Reitpferd; für Garçonvergnügungen bin ich zu alt, allein ins Theater zu gehen, ist auch nicht erfreulich, und zu thun ist wenig. Ich fange an, Hypochonder zu werden, und das Wetter ist abscheulich. Sie haben vermuthlich inmitten der parlamentarischen Verdrislichleiten wenig Mitgefühl für meine Leiden. Mir scheint aber, daß die Dinge in Berlin gar nicht schlecht gehn; die Kammer benimmt sich mit einer so kindischen Verbissenheit und stellt die Parteifragen so rücksichtslos über die Landesinteressen, daß sie sich ruiniren muß, wenn man ihr Zeit dazu läßt. Ein so unpatriotisches Verhalten wie das der Opposition in Kammer und Presse bezüglich der heftigen Frage erregt selbst hier, und namentlich beim Kaiser, Anstoß. Die Leute wollen eine ehrgeizige Politik, aber keine Armee; Ansehen im Auslande und lassen der eignen Regierung kein

gutes Haar; konstitutionelle Entwicklung, — und sie nehmen jedes Entgegenkommen der Krone mit Hohn auf.

Vorgestern beim Kaiser kam ich etwas in die Lage Josephs bei der Frau von Potiphar. Er hatte die unzünftigsten Bändnißvorschläge auf der Zunge; wenn ich etwas entgegengekommen wäre, so hätte er sich deutlicher ausgesprochen. Er ist ein eifriger Verfechter deutscher Einheitpläne, d. h. kleindeutscher, nur kein Oestreich darin; wie schon einmal vor fünf Jahren mir gegenüber, wollte er, daß Preußen eine Seemacht wenigstens zweiten Ranges werden und die dazu nöthigen Häfen besitzen müsse. Er ließ sich von mir den Jahdebüsen auf der Karte zeigen und fand die Einschachtelung in Oldenburg und dann in Hannover eine „Absurbität“. Merkwürdig ist die abweichende Politik der Kaiserin; sie ist katholisch, päpstlich, konservativ für das Ausland; sogar östreichisch. Sie hat Metternich gern um sich, und Reuß, der beim Kaiser nicht in dem selben Maße zu gelten scheint. Reuß ist ein sehr gewissenhafter Arbeiter, im regelmäßigen Dienst und in den Salons außerordentlich beliebt, politisch aber erscheint er mir etwas unreif, . . . abhängig von Metternich, der weniger Verstand, aber mehr Aplomb hat als Reuß. Gegen mich ist er verschlossen und reservirt, auch zu sehr in den Doktrinen der Kreuzzeitung befangen. Er hat alle Anlagen für höhere Stellungen, wenn sie aber zu voller Ausbildung gelangen sollen, so wird es, wie ich glaube, nöthig sein, daß er die Welt auch von andern Gesichtspunkten her betrachten lernt als aus dem der Umgebung, in die er sich hier eingelebt hat. Ihn hier vom Sekretär zum Gesandten zu machen, würde ich in seinem eigenen und im geschäftlichen Interesse nicht für richtig halten. Er ist augenblicklich mit Metternich in Fontainebleau bei der Kaiserin. Walewski und seine Koterie darf man politisch auch zur Farbe der Kaiserin zählen und nicht zu den Freunden Preußens; er hat katholisch-polnisch-östreichische Farben. Bubberg ist noch hier, Risselew reist dieser Tage nach Wildbad und nimmt im September den Abschied, bleibt aber hier wohnen. Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden zu empfehlen, bin ich in aufrichtiger Verehrung
der Ihrige

v. Bismarck.

XI.

Paris, 28. Juni 1862.

Hochgeborner Graf,

der Kaiser hatte mich gestern nach Fontainebleau eingeladen und machte nach meiner Ankunft zunächst einen längern Spaziergang mit mir. Im Laufe der Unterhaltung über politische Fragen des Tages und der letzten Jahre fragte er mich unerwartet: *Croyez-vous que le Roi serait disposé*

à conclure une alliance avec moi? Ich antwortete etwa: Les dispositions dont le Roi est animé pour la personne de Votre Majesté sont les plus amicales et les préjugés qui autrefois chez nous régissaient l'opinion publique à l'égard de la France ont à-peu-près disparu. Mais les alliances ne sont fécondes en résultats, qu'en tant qu'elles sont le produit naturel des circonstances qui en déterminent le besoin ou l'utilité; pour une alliance il faut un motif ou un but. Der Kaiser fand diese Ansicht nicht immer zutreffend; il y a des puissances, fußt er fort, qui sont amies l'une de l'autre, il y en a qui le sont moins; en vue d'un avenir incertain on doit placer quelque part sa confiance. Ce n'est pas à l'intention de quelque projet aventureux que je parle d'alliance; mais je trouve à la Prusse et à la France tant de conformité d'intérêts, qu'il doit y avoir les éléments d'une entente intime et durable, dès que les préjugés et les partis pris n'y font pas obstacle. Ce serait une grande faute que de vouloir *créer* des événements, mais ils arrivent bien sans nous, et sans que nous puissions en calculer la direction et la force; il faut donc se prémunir en avisant aux moyens pour y faire face et pour en profiter. Der Gedanke einer „diplomatischen“ Allianz, in welcher man die Gewohnheit gegenseitigen Vertrauens annähme und für schwierige Lagen auf einander rechnen lernte, wurde vom Kaiser in Anwendung auf uns noch weiter ausgesponnen, bis er nach einer Pause plötzlich stehen blieb und sich mit den Worten zu mir wandte: Vous ne sauriez vous figurer, quelles singulières ouvertures m'a fait faire l'Autriche il y a peu de jours. Il paraît que votre nomination et l'arrivée simultanée de M. de Budberg à Paris ont produit une espèce de panique à Vienne; le P^{os} Metternich m'a fait entrevoir les appréhensions de son gouvernement en ajoutant, qu'il venait de recevoir des instructions d'une portée tellement vaste, qu'il en était effrayé lui-même et qu'il osait à peine en signaler l'étendue; que j'avais à le regarder comme l'ambassadeur „le plus puissant“ et muni sur toutes les questions que je voudrais aborder des pouvoirs les plus illimités qu'un souverain eût jamais conférés à son représentant. Voilà une déclaration qui m'a mis dans l'embarras, je ne savais quelle réponse lui donner; il se dit autorisé à s'arranger à tout prix et sans scrupule; mais moi, à part l'incompatibilité des intérêts des deux pays, j'éprouve une répugnance presque superstitieuse à être associé aux destinées de l'Autriche.

Ich lasse dahingestellt sein, inwieweit diese Auslassungen unbefangen und worauf sie berechnet waren; aber ganz aus der Luft gegriffen können

sie nicht sein. Fürst Metternich ist dabei eine einfache und geschäftlich träge Natur, die nicht ohne bestimmten Auftrag sich in solche Erörterungen einläßt. Lord Cowley sagte heut zu mir, daß Lord Napier ihm schreibe, als ob Rußland und Oestreich sich in Paris einander den Rang abliefen, um geheime Verträge mit Frankreich zu Stande zu bringen; er, Cowley, halte das Alles aber für blinden Värm.

Meinerseits zweifle ich durchaus nicht an dem guten Willen weder Rußlands noch Oestreichs, wenn es sich darum handelt, ihre Intimität mit Frankreich auf zukünftige Ereignisse hin zu sichern. Fürst Gortschakow arbeitet ohne Zweifel an der Lösung des westmächtlischen Bundes; und nach meiner Kenntniß von dem Charakter des Grafen Rechberg halte ich die österreichische*) Politik unter seiner Leitung jeder Kombination für fähig, wenn sie nur zum Uebergewicht über Preußen in Deutschland verhilft. Man wird in Wien Venetien und das linke Rheinufer opfern, wenn man dafür auf dem rechten eine Bundesverfassung mit gesichertem Uebergewicht Oestreichs gewinnt. Ein sentimentales Deutschthum ist seit Jahrhunderten niemals das leitende Prinzip in der wiener Hofburg gewesen und die deutsche Phrasik hat dort nur so lange Kurs, als sie zum Leitfeil für uns oder die Würzburger dient. Wenn eine österreichisch-französische Koalition gegen uns seit 1852 nicht schon längst zu Stande gekommen ist, so haben wir Das nicht Oesterreich,*) sondern Frankreich zu danken und hier nicht einer etwaigen Liebe Napoleons für uns, sondern dem Mißtrauen, welches er in die Zukunft Oestreichs setzt, welches nicht im Stande ist, mit dem zur Zeit mächtigen Winde der Rationalitäten zu segeln.

Aus dieser Auffassung ziehe ich nicht die Konsequenz, daß wir uns bemühen sollen, mit Frankreich auf bestimmte Artikel ein Bündniß zu schließen, wohl aber, daß wir keine Politik treiben dürfen, bei der wir auf treue Bundesgenossenschaft Oestreichs gegen Frankreich zu zählen hätten, und daß wir uns nicht der Hoffnung überlassen müssen, Oestreich werde jemals freiwillig einer Verbesserung unsrer Stellung in Deutschland zustimmen. Der wiener Politik wird vielmehr kein Opfer zu schwer fallen, für welches Entschädigung auf unsre Kosten gewonnen werden kann. Eine solche braucht nicht direkt in Land und Leuten zu bestehen, sondern in Erhöhung und Sicherstellung des Einflusses auf den Deutschen Bund.

Der Kaiser sagte mir bei der Trennung, daß er seinerzeit die Besprechung in obigem Sinne fortzusetzen hoffe. Am Siebenten verläßt er Fontainebleau und fängt am Zehnten seine Kur in Vichy an, so daß ich für die nächsten Wochen keine Aussicht habe, ihm zu begegnen.

*) So schreibt Bismarck hier, sonst österreichisch, Oestreich.

Genehmigen Eure Excellenz die erneute Versicherung der ausgezeichnetesten Hochachtung, mit der ich verharre

Ew. Excellenz gehorsamster

v. Bismarck.

XII.

Paris, 15. July 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich benutze den russischen Courier, um zunächst meinen verbindlichsten Dank für Ihr Schreiben vom zwölften Juli zu sagen, welches der Feldjäger gestern früh mit den Depeschen gebracht hat. An politischen Nachrichten bin ich ganz arm. Thouvenel kommt erst übermorgen aus London zurück, Cowley verheirathet seine Tochter in England und weiß nicht, wann er wieder hier sein wird, Kisselew ist fort, Metternich in Trouville, und ich bin auf unpolitischen Verkehr beschränkt. Außerdem weiß ich nicht, ob Dubril oder Mohrenheim diese Zeilen lesen werden; sollten sie es thun, so will ich auch ihnen nachstehende Bemerkung nicht vorenthalten. Die hiesige Presse vermuthet, daß die Anerkennung Italiens ein Bruchstück einer allgemeineren Verständigung zwischen hier und Petersburg sei, deren übrige Elemente bisher nicht gekannt sind. Ich theile diese Vermuthung bis zu einem gewissen Grade, indem ich annehme, daß Rußland in Italien und Polen die bekannten Konzessionen gemacht und dafür die Sicherheit erlangt hat, daß Frankreich wenigstens jede Verschlechterung der Lage des griechisch-slavischen Elementes in Montenegro, Serbien, Herzegowina, verhindern hilft. Dagegen bezweifle ich durchaus die Existenz irgend einer Verschwörung beider Kabinete gegen das europäische Gleichgewicht, wie sie den englischen Politikern bei meiner dortigen Anwesenheit vorzuschweben schien. Höchstens mögen die guten Dienste Frankreichs zur Beseitigung oder Ermäßigung der pariser Stipulationen über das Schwarze Meer noch in Aussicht gestellt sein. Ich erlaube mir in einigen Tagen, wenn ich den Feldjäger schicke, auf dieses Thema zurückzukommen. Vermuthlich hat Thouvenel in London die Aufgabe, dort einer besorglichen Ueberschätzung der Tragweite der russischen Annäherung entgegenzuwirken. Die Berufung aller bedeutenderen englischen Diplomaten nach London läßt erwarten, daß dort wichtige Beratungen über auswärtige Verhältnisse stattfinden.

Ueber die in Ihrem Schreiben berührten Punkte, in Betreff deren nähere Kenntniß der hiesigen Intentionen wünschenswerth wäre, bin ich für jezt weder faktisch noch rechtlich in der Lage, mir Auskunft zu verschaffen. Nur in Betreff der dänischen Sache bemerke ich, daß die Theilung Schlesiens nach den Nationalitäten vom Kaiser Napoleon bedingungslos zugestanden werden würde, wenn die Frage auf einem Kongreß oder in Folge anderweiter

Komplikationen sich naturgemäß stellte, daß man sie aber ohne einen derartigen Anlaß, aus heiler Haut, nicht aufwerfen mag. Gortschakow war im Winter dem Gedanken ebenfalls nicht abgeneigt.

Mein Urlaubsgesuch hat, wie ich hoffe, Sr. Majestät der König inzwischen bewilligt. Ich theile ganz die Ansicht Sr. Majestät, daß ich „bedeutende Dienste“ während des gegenwärtigen Landtages nicht leisten würde; wenn unser allergnädigster Herr überhaupt an dem Gedanken festhält, daß ich ins Ministerium trete und mir dabei die Wahl des Zeitpunktes läßt, so würde ich das Ende des Jahres, einige Wochen vor dem Zusammentritt der Kammern, für das Beste halten. Wenn ich jetzt, vor Antritt meines Urlaubs, nach Berlin käme, so würde ich mich in einer schiefen Stellung dort fühlen. Neben den Geschäften stehend, dazu ohne den Vorwand der Theilnahme an den Arbeiten des Herrenhauses, sehe ich keine ersprießliche Thätigkeit und habe das Ansehen, als belagerte ich ein Ministerhotel. Ich würde die gute Jahreszeit zu einer Kur verlieren, ohne Etwas leisten zu können, was nicht ohne mich auch geschehn würde. Außerdem läßt sich der Eintritt eines neuen Ministers auf die Bühne als Manöver im Kampf mit der Kammer vielleicht zu irgend einem Momente, der jetzt nicht vorliegt, zweckmäßig verwenden; zum Beispiel, wenn das Budget aus den Berathungen der Abgeordneten in einer unannehmbaren Gestalt hervorginge und entweder durch das Herrenhaus dann abzulehnen oder mittelst königlicher Botschaft behufs neuer Berathung an die Abgeordneten zurückgereicht würde. In solchem Momente würde eine numerische Verstärkung des Ministeriums, als Beweis der Entschlossenheit zur Durchführung des Kampfes, einen nützlichen Eindruck machen. Ich denke mir den Verlauf des Kampfes ungefähr in der Art, daß das Ministerium jeder unerwünschten Streichung eines Postens der Militärausgaben zwar mit ruhiger Bestimmtheit entgegentritt, aber niemals eine Kabinetts- oder Auflösungsfrage daraus macht, sondern die Kammer ihre Arbeit vollenden läßt. Darüber würden, wie es den Anschein hat, doch sechs bis acht Wochen vergehn, vielleicht mehr. Je länger die Kammer sitzt und redet, desto günstiger stellt sich die Sache in der öffentlichen Meinung für die Krone; alle Nachrichten lassen mich glauben, daß ein Umschwung der Art schon beginnt, sich fühlbar zu machen. Es fehlt der Kammer an Elementen, welche sie vor Langweiligkeit bewahren. Verlängert man die Situation zur rechten Zeit durch eine Vertagung von dreißig Tagen und läßt die Kreisrichter Etwas von den Kosten ihrer Stellvertretung hören, so kommen die Herrn vielleicht verständiger wieder. Vielleicht auch nicht. Geduldige und beharrliche Versuche zur Verständigung führen uns allein durch das Fahrwasser zwischen der Scylla kurhesischer Zustände im Lande und der Charibdis parlamentarischer Herrschaft.

Mir wäre es am Liebsten, nach Ablauf meines Urlaubs nach Berlin zu kommen und dann mündlich zu besprechen, ob ich meinen vollständigen Umzug hierher zu bewirken oder wann ich in das Ministerium zu treten habe. Ich bin zu Allem bereit, was der König befiehlt, nur möchte ich nicht gern auf unbestimmte Zeit ein sonniges Zimmer im Gasthof bewohnen; ein Domizil und eine bestimmte Beschäftigung sind schließlich in unserm Alter unentbehrliche Bedürfnisse. Ich würde es dankbar erkennen, wenn Sie mir zur Bewirkung meiner Wünsche in Betreff des Urlaubs Ihren gewogentlichen Beistand leisten wollten. Mein gegenwärtiger Aufenthalt hier hat keinen geschäftlichen Nutzen, da ich mir in der kurzen Zeit nicht hinreichende Verbindungen habe schaffen können, um von dem sozial verödeten Paris aus Beziehungen mit den abwesenden politischen Größen zu unterhalten. Nach Vichy zu gehn, ohne bestimmte Aufträge für den Kaiser, wäre zudringlich und würde namentlich dem Kaiser selbst den Eindruck machen, als wären wir seiner zu dringend bedürftig für irgend welche Pläne, die uns ja ganz fern liegen. Ich finde also schwerlich eine günstigere Zeit, um den Vorrath an Gesundheit zu sammeln, dessen ich für den Winter hier oder in Berlin bedarf.

Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu empfehlen, bin ich in freundschaftlicher Verehrung

v. Bismarck.

XIII.

Biarrits, 24. Aug. 1862.

Verehrter Freund,

Ihr Schreiben vom Fünften habe ich mit verbindlichstem Dank, aber erst vor drei Tagen erhalten. Durch eine Boreiligkeit von Deluze war es nach Luchon gegangen und der französische Formalismus hat mir die Habhaftwerdung außerordentlich erschwert. Nach vergeblichem Telegraphiren habe ich zweimal vergebens geschrieben; und die Briefe brauchen, über Bordeaux und Toulouse gehend, fünf Tage zwischen hier und Luchon hin und her. Schließlich habe ich mich auf die Mairie begeben müssen und dort unter Feststellung der Identität meiner Person ein amtliches Requisitorium aufnehmen lassen, auf welches die eigensinnige Behörde der Haute Garonne mir endlich Ihr Schreiben und eine Menge andre, die dort meiner warteten, ausgeliefert hat.

Ich habe in meiner langen Krankheit gelernt, mehr meinem Instinkt als den Aerzten zu folgen. Sobald ich bemerkte, daß mir drei Bäder, die ich probeweis in diesem warmen und bewegten Salzwasser nahm, sehr wohl thaten, bin ich länger geblieben, et bien m'en a pris. Ich habe seit dem Vierten regelrecht und befinde mich in einem Gesundheitszustande, wie ich ihn

seit vier oder fünf Jahren nicht mehr kannte. Der Badearzt sagt mir, wenn ich mir diese Erfolge sicher stellen wolle, so müsse ich wenigstens vier Wochen hier bleiben, und ich habe mich als sügsamer Patient darin gefunden, Luchon aufzugeben und den Pyrenäen nur die Woche der Heimreise zu widmen. Uebermorgen wird der Kaiser hier erwartet und ich denke, sein Hoflager noch einige Tage zu zieren und dann, wenn es der Anstand erlaubt, mich in der Richtung auf Toulouse zu entfernen, mit einem zweitägigen Abstecher nach St. Sauveur, Gavarnie, Luchon, so daß ich gegen Mitte September als ein an Leib und Seele gestärkter Beamter wieder zu Sr. Majestät Diensten bereit bin, sei es in Paris, Berlin oder wo sonst. Ich vertraue auf Ihre Güte, daß mir kein Quersrich durch diesen Plan gemacht wird; muß es aber sein, so bin ich über Paris und durch die Gesandtschaft täglich zu finden, indem ich Neuz von meinen Bewegungen in Kenntniß halte.

Ich erhalte hier von unsern Blättern nur die Kreuzzeitung, und auch die nicht vollständig, durch Bekannte, da ich mir bei der Unsicherheit meines Aufenthaltes nichts nachbestellt habe. Nach Dem, was ich daraus entnehme, scheinen mir aber die Dinge bei uns über Erwartung gut zu gehn. Ich habe nie geglaubt, daß die Blüthe unsrer fortschrittlichen Intelligenz einen so ungeschickten Feldzug machen würde, indem sie ihrerseits die Zeit mit Nebendingen verliert und das Publikum so über alles Bedürfniß hinaus langweilt. Was das Ministerium im Interesse des eignen Operationplans zu erstreben hatte, die Abstumpfung der öffentlichen Meinung, Das bringen ihm diese gewiegten Politiker auf dem Präsentirteller. Es wäre jammer-schade, diese Schwärmer jemals aufzulösen; bei mäßigem Feuer langsam gefolten, werden sie ein vortreffliches Ingredienz für unsre konstitutionelle Küche liefern und die Krone wird ihnen schließlich die Wahrung der königlichen Rechte danken.

Ich schicke diese Zeilen mit einem russischen Freunde bis Paris; von ihm habe ich mir auch Papier geborgt, auf welchem ich mir erlaube, Ihnen zu schreiben, weil mein Vorrath erschöpft ist.*) Man lebt hier vom Morgen bis zum Abend im Freien und entwöhnt sich von Feder und Tinte und schreibt comme voilà. Die Mehrtheit der Gesellschaft hier sind Spanier, Leute von guter Familie und schlechter Erziehung. Ich lebe fast nur mit Russen und einigen Franzosen, bade täglich zweimal und verjünge mich alle zwei Tage um ein Jahr. Ich bin für diese stärkende Muße Ihnen und dem Könige von Herzen dankbar und werde mich demnächst gesund melden, auch nicht verschlen, nach Ankunft des Kaisers wieder zu schreiben, sobald mir der Herr Stoff bietet. In freundschaftlicher Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

*) Die Octavbriefbogen tragen die Buchstaben CO (Catharina Orlow).

Ich kann diese Zeilen nicht abschicken, ohne einen Glückwunsch über die feste Haltung hinzuzufügen, die wir nach den mir eben zugehenden französischen Blättern in der Handels-, Vertrags-, Zoll- und Bundesreformfrage angenommen haben! „Ich danke Ihnen im Namen Deutschlands“, wie wir anno 48 sagten.

XIV.

Ausdruck der Boon:
HOTEL NEVET
MONTPELLIER.

Montpellier, 12. September 1862.

Behrtester Freund und Gönner,

nachdem ich meine Kur, Gott sei Dank mit sehr günstigem Erfolge, beendigt habe, denke ich, morgen wieder in Paris einzutreffen, und habe zunächst Ihre Rücksicht anzurufen, weil ich meinen Urlaub schon um sechs Tage überschritten; es sei denn, daß Sie die Theorie einiger Kollegen gutheißen, nach welcher der Gesandte in dem Lande seiner Mission überall auf dem Posten ist. Ich weiß nicht, ob in Paris Geschäfte meiner warten; sollte Dies, wie bei der Abwesenheit des Kaisers zu vermuthen steht, nicht der Fall sein, so würde ich gern auf einige Tage nach Hause reisen. Ich habe meine Frau und Kinder seit dem achten Mai nicht gesehen und führe seitdem eine Existenz, welche allen Gewohnheiten eines Familienvaters widerspricht. Die Meinigen sind auf dem Lande in Hinterpommern, meine Sachen noch in Petersburg, meine Wagen in Stettin, meine Pferde in Schönhausen und ich selbst weiß nicht, wo ich mein Haupt zu Winter niederlegen werde. Ich appellire an Ihre eignen deutsch-hausväterlichen Gefühle, ob ein solches Leben auf die Dauer für einen Gatten und Vater von achtbarem Schlage erträglich ist. Ich wüßte nicht, welchen Posten ich mir von der Gnade des Königs lieber erbitten möchte als den des Gesandten oder gar Botschafters Sr. Majestät in Paris, sobald ich meine Ernennung als eine definitive betrachten könnte, und meine Lebensrichtung danach treffen. Wenn ich eine Gewißheit darüber, daß von meinem Eintritt in das Ministerium überhaupt Abstand genommen ist, jetzt nicht erhalten kann, so würde S. M. vielleicht doch die Gnade haben, mir zuzusichern, daß ich bis zum ersten April oder Neujahr oder bis zu irgend einem festen Termin in Paris bliebe; dann würde ich mich danach einrichten können. Einstweilen habe ich den ersten Oktober als Termin ins Auge gefaßt, um meine Familie nach Paris anzusiedeln; wenn ich den Umzug meines zahlreichen Hausstandes mit Kindern und Lehrpersonal einmal bewirkt habe, so wäre es eine Härte, in die ich mich nicht leicht zu finden wüßte, wenn ich unmittelbar danach wieder einpacken sollte. Da ich mich niemals geweigert habe, sobald S. M. es befiehlt, auch ohne Portefeuille in das Ministerium zu treten, so weiß ich im Grunde nicht,

was einer allerhöchsten Entscheidung über meine Zukunft entgegensteht. Der Zeitpunkt meiner Ernennung, falls dieselbe von Sr. Majestät noch beabsichtigt wird, kann, nach der Konvenienz unsrer Stellung zu den Kammern, beliebig verschoben werden; für mich ist nur die Entscheidung darüber Bedürfniß, ob ich Paris als Wohnsitz ansehen kann oder nicht. Einstweilen kann ich mich an nichts Andres als an die Realität halten, daß ich Gesandter in Paris und nichts weiter bin, und muß mich Dem gemäß verhalten. Ich habe daher nach Petersburg geschrieben, daß man meine Effekten mit dem letzten, anfangs Oktober nach dem Havre gehenden Dampfschiff dorthin abschickt, und bitte um geneigte Erlaubniß, mich zur Abholung meiner Familie nach Pommern begeben zu dürfen. Befiehlt der König anderweit über mich, so kann ich bis zum Letzten dieses Monats auch meine Einrichtungen noch demgemäß abändern. Wenn Se. Majestät erlaubt, daß ich mich in den nächsten Tagen zur Vorbereitung meiner Uebersiedlung nach Paris und zur Abholung der Meinigen nach Pommern begeben, so haben Sie wohl die große Güte, mich hiervon telegraphisch zu benachrichtigen. Ich würde dann zunächst ad audiendum verbum Regis in Berlin erscheinen, und dann, je nach Ausfall der allerhöchsten Entscheidung, nach Pommern gehn und meine Familienkarawane in Bewegung setzen, um gesicherte Winterquartiere zu erreichen.

Ich habe keine andre Gelegenheit als die Post, um diesen Brief zu befördern, und aus der gasthofmäßigen Beschaffenheit des Papiers erschn Sie, daß mir während der unerwartet langen Dauer meiner Reise die Schreibmaterialien ausgegangen sind. Ich habe auf den Rath meines biarritzser Arztes die Seebäder im äußersten Maße gebraucht, achtundzwanzig Tage lang täglich zwei, nachdem ich mäßiger angefangen hatte, und ich blieb schließlich eine volle Stunde im Wasser. Der Arzt riet mir, gewisse Symptome abzuwarten; diese traten in der That ein und ich kann den Erfolg nicht genug loben. Ich habe mich seit zehn Jahren nicht so wohl befunden wie jetzt.

Ich habe meine Reise von Biarritz aus mit Orlovs aus Brüssel gemacht und trenne mich morgen von ihnen. Neuf erwartet mich in Paris mit Sehnsucht, er will irgend einen hühnerschießenden Urlaub antreten. Ich halte es für unbedenklich, im Nothfall Hatzfeld die Geschäfte auf einige Tage zu geben; er verspricht, ein tüchtiger und umsichtiger, für seine Jahre sogar etwas pedantischer Geschäftsmann zu werden. In freundschaftlicher Verehrung

der Ihre

v. Bismarck.



Aus dem Reich der Chemie.

Die Chemie lebt von allen modernen Wissenschaften am Raschesten. Wenn irgendwo nach einem Exempel für den Satz gesucht würde, daß jede Wahrheit nur von kurzer Lebensdauer ist, es würde am Besten in der chemischen Wissenschaft zu finden sein. Kaum hundert Jahre alt, hat sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihr Antlitz verändert und so manche Theorie, die vor zehn Jahren erst das Licht der Lehrsäle erblickte, die die chemische Welt bedeuten, führt heute nur mehr ein greisenhaftes Dasein; noch zehn Jahre und die Theorie ist „überholt“ und nur noch „von historischem Interesse“. Mit gleicher Raschheit, wie die chemischen „Wahrheiten“ kommen und vergehen, wechseln die Methoden der Technik; jeder Tag bringt neue chemische Produkte. Auf keinem anderen Gebiet greifen Industrie und Wissenschaft so ineinander; und in dem Lande, wo Das am Deutlichsten in die Erscheinung tritt, in Deutschland, sind daher chemische Industrie und chemische Wissenschaft am Höchsten entwickelt, was viel bedeutet bei der Rührigkeit, mit der überall chemisch gearbeitet wird.

Das wichtigste Ereigniß der letzten Zeit, das in der chemischen Welt geradezu Sensation erregte, war die Thatsache, daß der künstliche Indigo marktfähig geworden ist. Die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen brachte im vorigen Herbst einen „Indigo rein BASF“ in den Handel, in dem ein synthetisch dargestelltes Konkurrenzprodukt des natürlichen Indigos vorlag. Der Indigo ist der schönste und edelste blaue Farbstoff. Er wird im Werthe von vielen Millionen Mark insbesondere im tropischen Asien gewonnen und bildet bei seinem verhältnißmäßig hohen Preise einen wichtigen Handelsartikel. Es konnte nicht fehlen, daß sich die Chemiker eifrig bemühten, diesen König der Farbstoffe künstlich nachzumachen; lange ohne jeglichen Erfolg. Die zahlreichen blauen Farbstoffe, die als Ersatz für den theuren Indigo vorgeschlagen wurden, vermochten die Herrscherstellung des Indigos nicht zu erschüttern. Sie hatten mit dem Indigo nichts gemein, als daß sie eben blau waren; ihre Zusammensetzung war eine andere. Aussicht auf endlichen Erfolg konnte erst vorhanden sein, wenn es gelang, den Bau des Indigomoleküles zu erforschen. Diese glänzende Entdeckung machte Baeyer im Jahre 1880. Das Gefüge des Indigomoleküles war bloßgelegt und bald schossen, wie Pilze, Methoden aus dem Boden, die, von den verschiedensten Rohmaterialien ausgehend, den Indigo künstlich erzeugen sollten. Sie hatten alle den einen Fehler, daß der künstliche Indigo theurer war als der natür-

liche. Für die Wissenschaft war die Frage beantwortet, für die Technik nicht. Der „Indigo rein BASF“ hat sie auch für die Technik erledigt, denn wie die Berichte verschiedener Indigoconsumenten melden, stellte sich in der vergangenen Saison das Färben mit künstlichem Indigo sogar etwas billiger als mit natürlichem. Es ist klar, daß die Interessenten des natürlichen Indigos mit einer Preisreduktion antworten werden. An Angriffen und Anwürfen gegen den künstlichen Indigo hat es natürlich nicht gefehlt; Das darf nicht Wunder nehmen; aber nicht deshalb, weil dem künstlichen Indigo noch gewisse kleine Mängel anhaften, sondern aus Gründen des Waarenhandels. Seit den klassischen Arbeiten Baeyers schwebt das Damoklesschwert über dem natürlichen Indigo. Sein Schicksal ist so unabwendbar wie jenes des Farbstoffes der Krappwurzel, der seit fast drei Jahrzehnten vom künstlichen Alizarin verdrängt ist. An der Stelle der früheren Krappkulturen wogen jetzt wieder Getreidfelder; und so wird es wohl auch bald vom natürlichen Indigo heißen: Es war einmal! Der erste Schritt aus dem Laboratorium auf den Markt ist mit Erfolg gethan; die kleinen Mängel, die der künstliche Indigo noch hat, zu überwinden, ist ein Kinderspiel gegen die Riesenarbeit, die bereits vollbracht ist. Die Badische Anilin- und Sodafabrik wird mit ihrem synthetischen Indigo nicht lange vereinzelt bleiben, denn in der Farbentechnik kommt eine Entdeckung selten allein.

Wie wir die chemische Technik auf ihrem interessantesten Gebiete das neue Jahrhundert mit einem entscheidenden Siege begrüßen sehen, so hat auch die Theorie an des Jahrhunderts Wende einen großen Erfolg zu verzeichnen in der Lösung eines Problems, das die Forscher dieses ganzen Jahrhunderts beschäftigt hat: es giebt wirklich keine Gase mehr.

Die Kunde von der Verflüssigung des Wasserstoffes durch den englischen Chemiker Dewar hat eigentlich, obwohl sie durch alle Zeitungen ging, das große Publikum weniger überrascht als die Fachkreise. Die Bezwingung des Wasserstoffes ist mehr ein intimes Ereigniß; beide Kreise, das Publikum und die Fachleute, wußten, daß es keine wirklichen permanenten Gase geben kann. Selbst die Gase, die man noch in der Schule als „invercircibel“ gelernt hatte, waren verflüssigt worden; nur der Wasserstoff hatte noch bis vor wenigen Wochen aller Anstrengungen gespottet. Alle Alarmgerüchte, die mehrmals der Welt von der gelungenen Verflüssigung des Wasserstoffes erzählten, hatten sich als trügerisch erwiesen. So stellte sich die Behauptung Cailletets als auf einer Selbsttäuschung beruhend heraus; und auch die Mittheilung Pictets, der bald darauf den Wasserstoff als flüssigen metallischen Körper von blauer Farbe beobachtet haben wollte, erwies sich als unrichtig. Aber seit die Technik der Gasverflüssigung so große Fortschritte gemacht hatte, war für das Publikum die Frage prinzipiell entschieden, und ob gerade nun der Wasser-

stoff auch schon flüssig erhalten worden sei oder nicht, erschien von untergeordnetem Interesse. Das Interesse der Chemiker und Physiker wuchs aber gerade mit den technischen Schwierigkeiten, die sich dem letzten noch ausstehenden experimentellen Beweis von der Richtigkeit der kinetischen Gastheorie entgegenstellten. Dieser Beweis ist nun Dewar endgiltig gelungen, freilich mit pekuniären Mitteln, die nicht jedem Chemiker zu Gebote stehen.

Die Gasverflüssigung beruht theoretisch auf dem Satze „vom kritischen Druck und der kritischen Temperatur“. Sein Inhalt ist: daß jedem Gas eine bestimmte Maximaltemperatur und ein bestimmter Minimaldruck zukommen, die erreicht sein müssen, wenn ein Gas verflüssigt werden soll. Oberhalb der kritischen Temperatur und unterhalb des kritischen Druckes sind alle Gase permanent. Praktisch wurde die Gasverflüssigung dadurch möglich gemacht, daß zunächst Gase gewählt wurden, die schon bei gewöhnlicher Temperatur durch hohen Druck zu verflüssigen sind. Wenn Gase sich ausdehnen oder wenn Flüssigkeiten, also auch flüssige Gase, sieden, so wird Wärme gebunden. Man läßt nun kondensirte Gase sich expandiren; die dazu nöthige Wärme wird schwerer kondensirbaren Gasen entzogen, die, unter hohem Druck stehend, das erste Gas umgeben und nun verflüssigt werden; so gelangt man stufenweise zu immer tieferer Temperatur. Dewar hat Wasserstoff mit Hilfe verflüssigter Luft auf -205° C. abgekühlt und ihn dann unter einem Druck von 180 Atmosphären kondensirt. Der Wasserstoff verließ bei dieser Behandlung den Apparat, in dem er verflüssigt worden war, als klare, wasserhelle Flüssigkeit von großem Lichtbrechungsvermögen. Obwohl noch keine Thermometer zur Messung des Siedepunktes des flüssigen Wasserstoffes existiren, kann angenommen werden, daß mit Hilfe des siedenden Wasserstoffes wohl eine Temperatur von -250° C. erreicht wird. Damit haben wir uns dem absoluten Nullpunkt von -270° C. auf etwa 20° genähert. Die Gründe, weshalb gerade die Erreichung dieses Punktes so interessant erscheint, können hier nicht erörtert werden. Wir wollen nur hoffen, daß wir diesen Kältepol früher erreichen als den irdischen Nordpol.

Anschließend an diese theoretischen Auseinandersetzungen über flüssige Gase möge hier eine neue industrielle Verwerthung dieser interessanten Stoffe erwähnt werden.

Bekanntlich ist die Verflüssigung der Gase längst zu einer Industrie geworden. In Stahlgefäßen von früher unerhörter Festigkeit wird heute flüssige Kohlenäure, flüssiges Ammoniak, flüssiger Sauerstoff und flüssiges Chlor versandt, um verschiedene industrielle Anwendung (zur Mineralwassererzeugung, zur Kälteerzeugung, in der Rübenzuckerindustrie u. s. w.) zu finden. Die neueste Anwendung flüssiger Gase ist die Herstellung eines Sprengstoffes aus flüssigem Sauerstoff. Das mag im ersten Augenblick vielleicht etwas

paradox klingen, ist aber ganz logisch. Ein Sprengstoff ist ein Körper, der bei seiner plötzlichen Zersetzung ein großes Volumen Gas entbindet, also ein Gasakkumulator. Dennoch wäre der ideale Sprengstoff ein verflüssigtes Knallgasgemenge (8 Gramm Sauerstoff, 1 Gramm Wasserstoff). Schon ein Liter gewöhnlichen Knallgases, der etwa 0,1 Gramm wiegt, verursacht wenn das Gemenge durch den elektrischen Funken entzündet wird, eine gewaltige Explosion; denkt man sich nun das Volumen eines Liters noch um ein Mehrtaufendfaches komprimiert, so wird man sich eine Vorstellung von der Sprengwirkung machen können. Der neue Sprengstoff „Oxyliquid“ besteht zwar aus naheliegenden Gründen noch nicht aus kondensirtem Knallgas, sondern aus Kohlenstoff und flüssigem Sauerstoff. In einem Schüttelwerk wird Baumwolle mit Holzkohlenpulver imprägnirt; die erhaltene Kohlenwatte saugt flüssigen Sauerstoff auf und der Sprengstoff ist fertig. Praktisch wird mit diesem Sprengstoff so verfahren, daß eine Papierhülse, in der sich Kohlenwatte befindet und die mit Sprengkapsel und Zündschnur montirt ist, in das Bohrloch eingeschoben wird, worauf man mit Hilfe eines Papierröhrchens frisch verflüssigten Sauerstoff einfällt. Die Patrone behält ihre Sprengfähigkeit lange genug (15 bis 30 Minuten), um verwendbar zu sein. Nach 40 Minuten ist die Sprengfähigkeit freilich vollkommen vorbei, was aber den Vortheil bietet, daß Unglücksfälle durch nachträgliche Explosion nicht gezündeter Minen ausgeschlossen sind. Bei dieser Gelegenheit sei auf zwei neue Quellen hingewiesen, die für die Kohlen säureindustrie von Bedeutung sind; die eine ist die Gährungskohlensäure, die bei der Bier-, Wein- und Spiritusbereitung in bedeutenden Quantitäten entsteht und industriell verwerthet werden soll. Die zweite Probenienz der Kohlen säure sind die zahlreichen natürlichen Gasquellen, die in verschiedenen Gegenden der Erde entströmen und die thatsächlich seit Kurzem schon technisch ausgebeutet werden. Die bedeutendsten technisch verwendeten Kohlen säuregasquellen sind die bei Hönningen am Fuß der Eifel, bei Driburg an einem Ausläufer des Teutoburger Waldes und bei Sondra am östlichen Fuß des Thüringer Waldes. Bei Sondra, wo die Kohlen säure seit einem Jahre technisch gewonnen wird, entweicht sie aus einem Bohrloch von circa 200 Meter Tiefe mit einem Druck von etwa 17 Atmosphären, die Menge der stündlich entweichenden Kohlen säure wird im Mittel zu 1000 cbm berechnet. Die Verflüssigungsanlage liefert täglich in 10 Stunden 250 bis 300 Stahlflaschen mit je 10 kg flüssiger Kohlen säure. Die Arbeit des Betriebes der Anlage leistet die aus dem Bohrloch entströmende Kohlen säure mittels eines Compoundmotors, der die Kompressoren treibt; auch die Beleuchtung mittels Elektrizität besorgt der Compoundmotor, also ebenfalls die Kohlen säure.

Auf der letzten Hauptversammlung der Deutschen Elektrochemischen Gesellschaft in Leipzig führte Dr. Goldschmidt eine neue Verwendung des Alumi-

niums vor; er zeigte die Anwendbarkeit dieses Metalles zur Erzeugung hoher Temperaturen. Es ist bekannt, daß bei der Vereinigung von Sauerstoff und Aluminium große Wärmemengen frei werden; die nahe Verwandtschaft dieser beiden Elemente, die ja auch das Hinderniß der Darstellung des Aluminiums aus seinem Oxyd durch den Hochofenprozeß ist, hat schon längst zur Verwendung von Aluminium als Sauerstoffentziehungsmittel bei verschiedenen chemischen Prozessen im Laboratorium geführt und vor nicht langer Zeit gelang die Darstellung von Phosphor aus Phosphorsäure mit Hilfe von Aluminium. Wenn man Aluminiumpulver mit Metalloxyden erhitzt, so tritt die Reduktion des Metalloxydes zu Metall ein, wobei aber bisher stets Explosionen eintraten, da die Wärmeentwicklung auf so kleinem Raum eine kolossale war. Goldschmidt vermeidet die Explosionen dadurch, daß er nicht das ganze Gemisch auf einmal erhitzt, sondern es nur an einer Stelle entzündet, von der aus sich die Reaktion durch die Masse fortpflanzt. Er entzündet die Masse mit einer Zündschnur, die aus Aluminiumpulver und einem sauerstoffreichen Körper (Baryumsuperoxyd) besteht und die an einem Magnesiumdraht sitzt, der angezündet wird. Dieser Vorgang gleicht ganz genau der Feuerbereitung mit unseren Zündhölzern, bei denen ja auch die Wärmeentwicklung des am Leichtesten entzündlichen Körpers, des Phosphors, die Entzündungstemperatur des Schwefels hervorbringt, der nun durch seine Verbrennungswärme die Entflammung des Hölzchens bewirkt. Dort entzündet das brennende Magnesium die Zündkerze und diese das schwer entzündliche Gemisch von Aluminium und Metalloxyd. Bei dieser Anordnung gelingt die Abscheidung des Metalles ohne Gefahr; und es gelang vor den Augen der Versammlung die Darstellung von Chrom, das in geschmolzenem Zustande neben geschmolzenem Aluminiumoxyd erhalten wurde. Eben so wurde die hohe Temperatur dazu benutzt, um aus nach analogem Prozeß dargestelltem Eisen eine Riete zu schmieden. Man kann den Vorgang nicht besser bezeichnen als mit den treffenden Worten des Vorsitzenden: „Ein Schmiedefener und ein Hochofen in der Westentasche!“

Die Bedeutung der Entdeckung liegt nicht etwa in der Erzielung eines wirklichen Nutzeffektes, wie man leicht einseht, sondern in der Thatfache, daß zum ersten Male Temperaturen auf chemischem Wege erhalten wurden, die bisher nur durch den elektrischen Strom erreichbar waren. Das Aluminium dient dabei als ein Wärmeakkumulator, der bei der Reduktion des Metalloxydes und bei seiner Verbindung mit Sauerstoff so viel Energie in Form von Wärme abgibt, wie zu seiner Erzeugung verbraucht wurde, vermindert um jene, die der Verbrennungswärme des Eisens entspricht. Ob die Entdeckung Goldschmidts von technischer Bedeutung sein wird, läßt sich nicht voraussagen. Jedenfalls zeigt sie wieder, wie schon einige Beispiele, daß die

Verwendung des Aluminiums vielfach in anderer Richtung zu suchen ist, als bei der Entdeckung des „Silbers aus dem Thon“ angenommen wurde. Heute liegt eine wichtige Verwendung des Aluminiums in der Metallurgie des Eisens. Es wird dem Eisen in einer Menge von 0,01 bis 0,02 Prozent zugesetzt. Dieser Zusatz bewirkt vor Allem eine erhöhte Gußfähigkeit und eine große Gleichmäßigkeit der Gußstücke. Interessant ist ferner die Anfertigung von lithographischen Platten, die gegenüber den bisher verwendeten lithographischen Steinen den unschätzbaren Vortheil einer mehrhundertfach größeren Leichtigkeit haben. Auf der sächsisch-thüringischen Ausstellung in Leipzig wurden als jüngste Neuheit Aluminiumtapeten vorgeführt, die in verschiedenen Farben gehalten waren. Sie lassen sich leicht abwaschen und sind schmiegsam, leicht, haltbar und widerstandsfähig gegen Feuer. Einsteilen hindert ihre allgemeine Einführung noch ihr zu hoher Preis.

Zu den Worten, die ich in der Einleitung über die kurze Lebensdauer chemischer Wahrheiten sagte, fügt sich als treffliche Illustration eine gebiegene Arbeit Buchners, die jüngst zum Abschluß gelangt ist. Sie bringt den Beweis, daß der letzte chemische Vorgang, der allein noch einer vitalistischen Erklärung bis jetzt nicht entzogen konnte, durch eine rein chemische Theorie erklärlich ist. Der Satz Pasteurs, der als allgemein gültig angenommen worden war: keine Gährung ohne Organismen, ist gestürzt. Um die große prinzipielle Bedeutung dieser Arbeit zu würdigen, möge es gestattet sein, ein Wenig weiter auszuholen.

Die „alten“ Chemiker theilten die chemischen Stoffe ein in anorganische und organische; die ersten sollten nach den eigentlichen chemischen Gesetzen entstehen, zur Bildung der letzten sollte eine besondere Lebenskraft nothwendig sein. Man machte, wie man sieht, einen prinzipiellen Unterschied zwischen anorganischer und organischer Materie. Zur organischen Materie gehört Alles, was im Leibe der Pflanze oder des Thieres — eben mit Hilfe jener „Lebenskraft“ — gebaut wurde. Vor der Synthese der sogenannten organischen Körper stand ein entmutigendes: *Lasciate ogni speranza!* Da gelang es Wöhler im Jahre 1828, aus Stoffen unzweifelhaft anorganischer Provenienz einen typisch „organischen“ Körper herzustellen: aus kohlensaurem Ammon den Harnstoff, ein Stoffwechselprodukt des thierischen Organismus. Damit war die vitalistische Theorie besiegt; der prinzipielle Unterschied zwischen anorganischer und organischer Materie mußte fallen gelassen werden; nur aus Zweckmäßigkeitsgründen der Systematik spricht man heute noch von diesen Kategorien. Es wurde anerkannt, daß anorganische und organische Materie bei ihrem Aufbau die selben chemischen Gesetze befolgen, jeder Tag brachte neue Beweise für die Unhaltbarkeit der vitalistischen Theorie, — und bald hatte die Tochter Chemie in der Zahl der organischen Verbindungen die Mutter

Natur überflügelt. Nur eine Gruppe von chemischen Vorgängen, die Gährungserrscheinungen, wollte sich nicht recht ohne Zuhilfenahme von Lebensvorgängen erklären lassen. Der Vorgang der Gährung hatte gleichzeitig das Interesse der Naturforscher erweckt und zahlreiche Theorien befaßten sich mit seiner Erklärung. Die glänzenden Experimentalarbeiten Pasteurs führten schließlich zur allgemeinen Aufnahme des Satzes, daß die Gährungsvorgänge ein physiologischer Akt seien, der mit dem Lebensprozeß der Hefezellen eng und untrennbar verknüpft sei. Allgemein wurde angenommen, daß der Zerfall des Zuckermoleküles in Alkohol und Kohlensäure durch die Lebensvorgänge dieser niederen Organismen bedingt sei. Zwar sprachen im Gegensatz zu Pasteur sehr bedeutende Chemiker, wie Moriz Traube, Berthelot, Liebig und Hoppe-Seyler, die Meinung aus, die Gährung sei nur insofern an die Lebensfähigkeit der Hefe geknüpft, als die Hefe einen Stoff erzeuge, der im Stande sei, den Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu spalten, ähnlich wie sie einen wohlcharakterisirten Stoff erzeuge, das Invertin, das bekanntlich Rohrzucker in Traubenzucker und Fruchtzucker spaltet. So gut diese Ansicht auch in den Rahmen der herrschenden antivitalistischen Theorie paßt, so rang sie sich doch nicht zur Geltung durch, weil ihr die Bedingung jedes naturwissenschaftlichen Beweises, das Experiment, fehlte. Die vitalistische Theorie der Gährung blieb bis vor einigen Monaten Siegerin, denn ihr standen alle experimentellen Beweise zu Gebote, nach denen noch nie eine Trennung des Gährvermögens von der Gegenwart lebender Hefezellen gelungen war. War lebende Hefe vorhanden, so trat Gährung ein, unterband man die Lebensbedingungen der Hefe, so wurde die Gährung aufgehoben oder sie begann nicht, wenn die Bedingungen so gewählt waren, daß die Hefe ihre Lebensfunktionen nicht beginnen konnte. Buchner ist es nun gelungen, alle Gährungsercheinungen in einer Zuckerköschung hervorzurufen, ohne lebende Hefe zu verwenden; er läßt Zucker vergähren durch einen vollkommen zellenfreien Presssaft aus Hefe, so daß die Legende von der Lebenskraft aus ihrem letzten Schlupfwinkel verdrängt und auch die Gährung rein chemisch erklärt ist. Denn in dem zellenfreien Presssaft, den Buchner verwendete, muß jener chemische Körper enthalten sein, der schon nach der Ansicht Liebig's und Anderer der Gährungserreger ist. Mit einem Wort: der experimentelle Beweis für die Ansichten der Traube und Liebig ist von Buchner erbracht worden. Das Verfahren, nach dem Buchner arbeitete, ist kurz folgendes: Frische untergährige Bierpresshese wird zunächst bei 50 Atmosphären Druck entwässert, dann mit Quarzsand und Kieselguhr sorgfältig gemischt und maschinell zerrieben. Das Gemenge ist anfangs staubtrocken, es wird im Laufe des Zerreibens feucht und teigig, ein Beweis dafür, daß aus dem Inneren der Zellen eine Flüssigkeit ausgetreten sein muß. In der That lehrt die mikroskopische Untersuchung, daß

schon 40 Prozent der Zellen zerrissen sind. Die teigige Masse wird nun unter einem hydraulischen Druck von 500 Atmosphären ausgepreßt, dann der Preßsack mit Wasser durchfeuchtet und nochmals ausgepreßt, wobei aus einem Kilogramm Hefe 500 ccm Flüssigkeit erhalten werden, von denen nur 140 ccm dem zugesetzten Wasser entsprechen. Der Preßsaft wird filtrirt und unter Eiskühlung aufbewahrt. Im Preßsack sind nun 4 Prozent unversehrte Hefezellen vorhanden.

Dem Preßsaft, der eine fast klare Flüssigkeit darstellt, kommt die Wirkung zu, Zucker alkoholisch zu vergähren, und zwar jene Zuckerarten, die aus der Hefe vergohren werden, Rohr-, Malz-, Trauben- und Fruchtzucker, nicht aber Milchzucker. Aus dieser Thatsache folgert Buchner, daß die lebenden Hefezellen zur Einleitung der alkoholischen Gährung nicht nöthig sind, sondern daß diese durch einen Körper, die Zymase, eingeleitet wird, die bis jetzt allerdings nur in den lebenden Hefezellen entsteht. Gegen diese Folgerung Buchners sind verschiedene Einwände erhoben worden; der wichtigste war, daß nicht der Preßsaft selbst die Gährung bewirkt, sondern daß die in ihm noch vorhandenen Mikroorganismen die Gährung einleiten. Buchner entkräftet diesen Einwand durch den Nachweis, daß auch Preßsaft, der durch Filtriren vollkommen keimfrei gemachte Preßsaft, starke Gährwirkung hat; daß, selbst wenn noch eine geringe Anzahl unversehrter Hefezellen in einem Preßsaft sich befinden sollten, die sehr starke Gährwirkung durch diese minimale Anzahl von Mikroorganismen nicht erklärt werden kann; daß endlich die Gährkraft des Saftes unter Bedingungen erhalten bleibt, unter denen die Lebensthätigkeit niederer Organismen ausgeschlossen ist. Antiseptika, wie arsenige Säure, Chloroform oder Toluol, hindern zwar eine Gährung durch Hefezellen, nicht aber durch Preßsaft: und Das ist wohl der schlagendste Beweis für die Richtigkeit der chemischen Gährtheorie. Wenn auch der Körper, der den Zerfall der Zuckermoleküle bewirkt, die Zymase, noch nicht näher bekannt ist, so erscheint seine Existenz doch als unzweifelhaft nachgewiesen. Damit ist die Einheitlichkeit der Auffassung aller chemischen Prozesse erreicht und das letzte noch fehlende Glied in die Kette der rein chemischen Erklärungen der sogenannten organischen Prozesse eingefügt worden.

Mit der Einbürgerung des künstlichen Indigos, mit der Verflüssigung des Wasserstoffes und dem Nachweis einer zellenfreien Gährung darf die Chemie auf drei Erfolge blicken, die des Jahrhunderts, in dem die Chemie eine Wissenschaft geworden ist, würdig sind.

Wien.

Dr. Heintich Seidel.



Herbsttendenz.

Nur der schweizer Markt war in der letzten Woche wirklich lebhaft. Als das Rückgeben des Bundesrathes bekannt wurde, sah die Direktion der Nordostbahn selbst nichts Besonderes darin; die anfragenden Bankiers aus Frankfurt und Berlin waren aber schlauer und witterten in dieser veränderten Haltung sofort das Symptomatische. Die Nordostbahn, deren Präsident bekanntlich zugleich der schroffste und mit Aktien am Reichsten gesegnete Eisenbahnmann der Schweiz ist, wird für die Verstaatlichung zuerst in Angriff genommen; es stand also von vorn herein fest, daß Erfolg oder Rückzug der Behörden hier von ganz besonderer Bedeutung werden mußte. Deshalb war es vielleicht nicht klug, unmögliche Forderungen zu stellen. Das Eisenbahndepartement verlangte nämlich für seine Berechnung geforderte Betriebsaufstellungen aus den verschiedenen Jahren. Daraus konnte die Nordostbahn nachweisen, daß sie bisher die einzelnen Linien nur zusammen gebucht habe, also keine Daten aus der Erde stampfen könne. Zum Glück für Herrn Wayer-Zeller beharrte das Departement auf seinem Verlangen, das ja im Grunde nur den Zweck hatte, ohne Rücksicht auf die einzelnen Fälligkeitstermine der Linien die Bahn gleich auf einmal zu kaufen. Der Streit wogte hin und her; aber schließlich stand der Bund vor einer Eventualität, der man sich angesichts einer großen neuen Eisenbahnrente niemals aussetzen kann: vor zehnjährigen Prozessen. Um sie zu vermeiden, sahen sich die Herren in Bern genöthigt, den Standpunkt der Nordostbahn wenigstens grundsätzlich zu billigen, — und damit war zum ersten Male die strenge Haltung des Bundes aufgegeben. Als die Wichtigkeit dieses Schrittes allmählich klar wurde, ließ man den Baissiers in Zürich keine Ruhe mehr: sie mußten ihre Blankoverkäufe decken. Noch mehr aber machten die Meinungskäufe aus, denn die von Fremden überfüllte Schweiz erinnerte sich der langen Kursrückgänge ihrer Bahnaktien. Nach den letzten Steigerungen notiren Nordost bei 6 und $5\frac{1}{2}$ Prozent Dividende für 1896 und 1897 etwa 105, während wir von 1894 bis 1896 Kurse zwischen 131 und 134 sahen. Gotthard notiren bei $5\frac{1}{2}$ Prozent Dividende etwa 144, aber seit dem Jahre 1889 waren mit einer einzigen Ausnahme immer höhere — sogar bis zu 40 Prozent höhere — Kurse zu verzeichnen. Central notiren bei 8 Prozent 148. Das ist ein Kurs, wie er seit Ende 1890 kaum da war und der meine Ansicht bestätigt, daß nur für diese Aktien stets gute Käufer zu finden sind. Jura-Simplon stehen bei 4 Prozent Dividende etwa 91; dieser höhere Kurs hängt mit der Genehmigung des Simplontunnels zusammen. Vereinigte Schweizerbahnen (ihr Kapital ist relativ klein) notiren 78; auch hier waren die früheren Kurse beträchtlich höher. Eine rege Spekulation, besonders in Nordost und Gotthard, ist also natürlich genug.

Sonst wurden zu einem lebhaftesten Verkehr immer nur Ankäufe genommen; auffallend ist namentlich die Schwäche des Bergwerksmarktes, die trotz den glänzenden Berichten über die Konjunktur fort dauert. Auch die Hoheisenproduktion bietet dafür ein Beispiel; nimmt man das Gesamtplus für die ersten sieben Monate dieses Jahres, so wird im Juli die weitaus stärkste Produktion zu finden sein. Der Aufschwung, der im zweiten Quartal etwas nachgelassen hatte, begann später also von Neuem. Die Kohlenstatistik ergiebt vom Januar bis zum April noch bessere Ziffern als vom April bis zum ersten Juli. Im Ganzen weisen die fünf Oberberg-

amtsbezirke Preußens, Dortmund, Breslau, Bonn, Klauenthal und Halle, 268 Kohlenwerke auf. Diese hatten im ersten Halbjahr einen Zuwachs von 21 953 Arbeitern, von denen nur 4000 nicht auf den dortmunder Bezirk entfallen. Die gesammte Mehrförderung betrug 2 757 000, der Mehrabsatz 2 628 000 Tonnen. Allein die Ruhrkohle beschäftigt danach 235 000 Menschen. In diese Gegenden sind viele Polen gekommen; eben so hat das Breslauer Revier 2879 neue Arbeiter gewonnen. Wahrscheinlich stammen auch alle diese Leute nicht aus Deutschland und Das giebt der Sache neben der geschäftlichen eine politische Bedeutung.

Trotz der lebhaften Nachfrage sind die großen Besitzer von Kohlenaktien nicht zufrieden: sie haben vor Jahr und Tag zu beträchtlich höheren Kursen gekauft und leiden nun darunter, daß sich das Publikum, in seiner Leidenschaft für Industriewerthe, von Montanpapieren beharrlich abwendet. Welche Kurssteigerungen besonders kleine Industrieaktien erzielt haben, und zwar in aller Stille, läßt sich kaum übersehen; einzelne haben in ein paar Monaten über 100 Prozent gewonnen, — „aber fragt mich nur nicht, wie.“ Wenn Kohlenwerthe nicht schwach lägen, wäre auch die Opposition gegen die Notirungen von Kurzen nicht so heftig geworden. Kohlenkuxe notiren nämlich jetzt vielfach weit höher als Aktien; der Erwerb solcher Gewerkschaften ist deshalb so schwierig geworden, daß alle darauf bezüglichen Meldungen gewöhnlich nur schlaue Hausfemander sind.

Amerikas Roheisenproduktion ist in diesem ersten Semester riesig gestiegen: gegen 1897 um über $1\frac{1}{2}$ Millionen Tons. Das ist billig hergestelltes Roheisen; die Hochofen sollen schon jetzt statt 11 Millionen $17\frac{1}{4}$ Millionen Tons herstellen können. In ein paar Jahren werden wir einen erbitterten Kampf zwischen den europäischen Konsumenten und Produzenten erleben. Uebrigens hat die Mehrezeugung des letzten Halbjahres die amerikanischen Vorräthe noch heruntergedrückt: gewiß ein Beweis mehr dafür, was die Eisenbahnen drüben an Bettorments gebraucht haben. Der amerikanische Markt für Eisenbahnwerthe bleibt denn auch in der gehobenen Stimmung, in der wir ihn schon seit Wochen sehen, und das dortige Publikum hat sich wieder der Spekulation ergeben, als ob es früher nicht feierlich geschworen hätte, nie wieder einen Schare anzurühren. Auch die eigentlichen Macher, die in New-York längst ausgestorben schienen, sind jetzt in neuer Gestalt wieder am Werk. Noch immer glaubt man an einen nahen Boom und mancher Beschluß großer Bahngesellschaften stützt diesen frommen Glauben.

Vielleicht hängt es damit zusammen, daß unsere Bankleute eine allgemeine Panne erwarten, namentlich, da man Geld noch immer billig sieht. Deshalb halten sich auch Banken fest, besonders Diskontokommandit, Dresdener u. s. w. Bei der Diskontogesellschaft vergißt man schon, daß sie mit ihrer Kapitalerhöhung auf halbem Wege stehen geblieben ist. Bei der Dresdener Bank verfolgt die Börse aufmerksam die Anstrengung, in den Aufsichtsrath der Laurahütte zu gelangen. Oesterreichische Kreditaktien hängen ganz von den politischen Stimmungen Wiens ab. Der Konflikt wegen der feyrrer Waffenfabrik scheint zu verstanden; das Polizeipräsidentium hat einen Bericht eingefordert und die Aktionärvertretung ihren Schaden mit vier Millionen Gulden beziffert, — einer Summe, die noch kein Verwaltungsrath je ersetzt hat und mit der ein Mann wie Herr von Lausig auch sicher nicht den Anfang macht. Sollte überhaupt die Verantwortlichkeit eines Aufsichtsrathes einmal schärfer gefaßt werden, so wird sich zeigen, wie billig solche

einstweilen noch sehr gesuchten Stellen zu haben sind. Ungerecht verfährt man übrigens noch dazu gegen Herrn von Taussig, wenn die Wiener ganz naiv erklären, vom Ausschraath Fürsten Starhemberg hätten sie nie eine ernste Kontrolle erwartet, wohl aber von einem Bankmann wie Taussig. Doffentlich hat der Fürst selbst nicht auf solche Bescheidenheit seiner Aktionäre gerechnet; ob er wenigstens die reichlich eingesäckelten Lantienmen jetzt zurückgahlt?

Türkische Werthe liegen recht fest, vielleicht auch, weil man annimmt, daß wir einer allgemeinen Hauße entgegen gehen. Die kürzlich bekannt gewordenen Aeußerungen des Sultans über die Dette Publique dürfen nicht ernster genommen werden als andere Ausrufe, die leitenden Männern im Laufe einer Unterhaltung ganz unverbindlich zu entschlüpfen pflegen. In Wirklichkeit weiß der Sultan, der sich von je her in Alles gemischt hat, nur zu gut, was er an der Dette Publique hat und wie seine Einnahmen ohne sie sich in allerlei unsaubere Hände verkrümeln würden. Die Fähigkeit, Ordnung zu schaffen und die niederen Organe von Bestechung frei zu halten, bedt sich ja durchaus noch nicht mit dem thatfächlichen Schwinden des Balkschisch-Systems, das früher in erster Linie bei den entscheidenden Beamten wirksam war; fast komisch klingen die Klagen der Bankiers, mit Geld sei bei der Pforte nicht mehr viel zu erreichen. Nur so, nicht als eine hochpolitische Angelegenheit, ist die Ablehnung aufzufassen, die sich ein englisches Parlamentsmitglied mit Gesuchen um Konzessionen für elektrische Anlagen neulich in der Türkei geholt hat; der Herr kam mit den früher üblichen Bestechungsmitteln, die diesmal völlig versagten. Uebrigens wären, wenn er Erfolg gehabt hätte, alte Verträge verlegt worden, denn die Gasgesellschaft hat dort genau umschriebene Vorkaufsrechte. Das erschwert auch für Konstantinopel und Pera die Einführung der elektrischen Beleuchtung so lange, bis die Belgier selbst endlich ein Einsehen haben werden. Dann würde aber von deutschen Gesellschaften wohl nur die Union (Voewe) in Betracht kommen, deren Verbindung mit Belgien sehr fest geknüpft ist. Ueberhaupt achtet man noch zu wenig auf die neuesten Erfolge der Firma Voewe, die an zahlreichen Punkten des Auslandes sehr geschickt Fuß zu fassen verstanden hat; in Bankreisen wird auf einen Assessor hingewiesen, der ein besonderes Talent zum Abschaffen von Verträgen habe. Vor Jahren war man auf solchen Spezialisten recht erpicht; inzwischen wuchs das elektrische Geschäft den Schachspielern so schnell über den Kopf, daß man auf so feine Züge lange kaum noch Werth legte. Jetzt hat aber die scharfe Konkurrenz die alte Künste zu neuem Leben erweckt. Wir haben große Gesellschaften, die neuerdings ihre Unterhändler fast immer mit leeren Händen heimkommen sehen und wo einstweilen nur noch der eigentliche Leiter seine alte Edwenklaue zeigt. Nicht zu vergessen: auch die Mäusergewehrlieferung nach der Türkei ist jetzt abgeschlossen worden.

In unserer Industrie wird von der Gründung der Rotorenfabrik von Schmidt (Schmidtmotoren) viel gesprochen, seit es heißt, daß man dort auch Maschinen bis zu 10 000 Pferdekraft bauen wolle. Solche Größen, wie sie in der elektrischen Industrie gebraucht werden, gingen bisher aus deutschen Werkstätten nicht hervor. Doch hatten auch Andere schon Aehnliches geplant; aber für die Errichtung neuer Maschinenbauanstalten ist bei uns noch immer schwer Geld zu bekommen.



Das neue Jahrhundert.

Mit Riesenschritten, Gott sei Dank, kommt heran das neue Jahrhundert.
Es ist auch die höchste Zeit, denn man hat das alte genug bewundert.

Gewiß war es gut, gewiß war es groß, was unsere Väter errungen;
Doch der Mensch lebt nicht von vergangenem Ruhm: er trachtet nach Neuerungen.

Die äußere Einheit haben wir zwar in Farben, Münzen und Waffen,
Doch die Einheit im Geist, in Gedanken, im Wort, die ist noch erst zu schaffen.

Die alte Censur war gut: sie strich die Stellen, die etwa bedenklich.
Doch besser, man streicht das ganze Blatt, wo Worte und Bilder verfänglich.

Die Regierung ist klug: den einzigen Ort, wo die deutschen Denker lesen —
Pardon! ich meine die Eisenbahn —, den kehrt der Verordnungsbesen.

Doch der andere Ort, wo beschaulich und still sich die Deutschen lesend erholen,
Auch er ist nicht ungefährlich und sei dem Schutz der Regierung empfohlen.

Und was nicht die Verwaltung vermag, Das wird die Justiz besorgen;
Sie weiß nun: was heute erlaubt ist und gut, ist Grober Unfug morgen.

Doch wird sie noch erdrückt und verwirrt von der Paragraphen Fülle;
Das hemmt das Urtheil und stört den Bann der tiefen Gedankenstille.

Drum sei das Strafgesetzbuch ersetzt durch einen Paragraphen
Vom Groben Unfug und es sei Fug, nur zu variiren die Strafen.

Er herrlich nationales Werk wird Das, wie ähnliche Werke;
Wir schaffen nur „Werke“; und „National“: das Wort ist unsere Stärke.

Die Themis ist schon ein Wenig alt und grämlich und überdrüssig;
Die Wage wird der Hand zu schwer, auch die Binde scheint überflüssig.

Im neuen Jahrhundert, entlastet und frei, wird sie nicht erst wägen, dann wagen;
Mit offenem Aug' und frohlichem Schwert wird sie gleich wagen und schlagen.

Das wird eine herrliche Zeit: da blüht das Leben in Frühlingswonne
Und über vergessene Gräber glüht eine völlig moderne Sonne.

Verwelkt die Blumen, die Sichel geht hell klirrend über die Felber;
Die Welt in Stoppeln prangend steht, — und es rauschen die Fahnenwälder.

Zum Morgenregen, zum Abendrost die Fahnen rauschen und wehen;
Und alle Tage ist Erntefest: wir ernten, ohne zu säen.

Und flattern die Fahnen auch noch so wild, wir kennen kein Zittern und Schwanken:
Einen Geist, der schafft, ein Wort, das gilt, und fürs Volk einen einzigen Gedanken!

Das ist eine Zeit der Renaissance für Dichter, Künstler, Gelehrte;
Verklungen ist jede Dissonanz. Auch politisch ist Das von Werthe.

Der neue Kanzler kanzelt nicht mehr gewisse Parteien herunter;
Er darf sie sämmtlich lieben und geht in allen auf und unter.

Der Reichstag braucht kein Feldgeschrei, nur täglich seine Parole;
In der Reichskantine hockt er still bei der ewigen Raibenbowle.

Auch draußen ist der Streit verstummt und alle Lippen schweigen;
Und hängt sie Einem auch etwas schief, so darf er es doch nicht zeigen.

Das ist die neue, die herrliche Zeit, sie preise mein Lied unermattet;
Auch der Himmel hat röhlich illuminiert, in Köpenick hat mans gestattet.

Wie Kinder vor der Weihnachtsthür erharren das Klingelzeichen,
So warten auch wir, bis die Pforte springt und die Nebel der Sonne weichen.

Doch à propos: wie feiern wir dann vom hundertjährigen Befängniß
Den Tag der Befreiung: als Freudenfest oder als Leidenbegängniß?

O thörichte Sorgen! An jenem Tag, da sind wir einig: das Beste
Ist Feiern und Jubeln jeden Tag, — drum feiern wir beide Feste.

Kunz von der Hofen.



Wie die Jungen zwitschern.

In Berlin W., im potsdamer Viertel, giebt es eine Mädchenschule, in die der Beamtenadel gern seine Töchter schickt. Da wird natürlich auch von Politik geredet; denn die kleinen Damen hören zu Hause Manches und brüsten sich mit dem Erlauschten stolz vor den Kaiseradinnen. Als nach den Sommerferien meulich der Unterricht wieder begann, wurde in dieser Schule, wie anderswo, eine Bismarckfeier veranstaltet. So ziemt es sich für eine Heimstätte patriotischer Gefühle. Nicht minder aber ziemt es sich, bei solcher heißen Gelegenheit den Ton so zu wählen, daß er in loyalen Kindergemüthern, in den Gemüthern halber Mägdelein, die eines Tages die Ehegesponnen getreuer Staatsbeamten sein sollen, nicht Anstoß erregt. Deshalb wurde für die Feierrede ein maßvoller Mann erkürt, von dem nicht zu fürchten war, er könne sich vermaßen, den immerhin doch entamtet gestorbenen Handlanger des ersten Kaisers überschwänglich zu rühmen. Der maßvolle Mann entledigte sich seiner unbequemen Aufgabe denn auch mit Takt und Würde und dosirte die Lobsprüche so sorgsam, daß selbst das empfindlichste Treugefühl nicht verletzt werden konnte. In der Frühstückspause schoarten die erbauten Schülerinnen sich, wie bei der Mandverkritik die Offiziere um den Kriegsherrn, um eine zwölfjährige Minister-tochter, die also zu sprechen anhub: „Mir hat die Rede des Professors D. recht gefallen. Er hat den Bismarck doch wenigstens nicht so verhimmelt, wie es jetzt in den Zeitungen geschieht. Das kann man ja wirklich gar nicht mehr lesen.“ Dabei blickte sie mit den Augen einer Kommandeuse herausfordernd im Kreise umher. Ob sich Widerspruch melden würde? Nein. Ehrfürchtiges Schweigen ringsum. Nur das fast schon dreizehnjährige Töchterlein eines mit dem Titel und Charakter einer Excellenz geschmückten Verwaltungsbeamten, die nach der Minister-tochter im Rang höchste, wisperte: „Ja, jetzt thut man wirklich gerade, als ob Bismarck so was wie Friedrich der Große war. Na, und davon kann doch nicht die Rede sein.“